

EINLEITUNG

1. VORBEMERKUNGEN UND BENUTZUNGSHINWEISE

Der vorliegende Band enthält die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften jener drei Politischen Bezirke, die das Tiroler Oberland umschreiben. Neben dem oberen Inntal und seinen Seitentälern (Bezirke Imst und Landeck) gehörte damit auch das Lechtal (Bezirk Reutte) zum Bearbeitungsgebiet. Als obere Zeitgrenze wurde das Jahr 1665 gewählt, in dem mit dem Aussterben der zweiten, eigenständigen Tiroler Linie der Habsburger durch den Tod Erzherzog Sigmund Franz' das Land endgültig an die Hauptlinie der Familie zurückfiel¹. Diese Entscheidung schien auch deshalb sinnvoll, weil sich durch eine Festlegung auf die im Rahmen der DI meist beachtete Zäsur 1650 ein Bruch in der Aufnahme der Inschriften aus der Zeit des seit 1646 regierenden Erzherzogs Ferdinand Karl ergeben hätte. Doch hatten weder sein Amtsantritt noch der Westfälische Friede in dem vom Dreißigjährigen Krieg weitgehend verschonten Land Tirol sichtbare Auswirkungen auf den Inschriftenbestand der Region. Umgekehrt zwang der deutliche Anstieg von Inschriften kurz nach 1650, wie er bereits in dem kurzen Zeitraum zwischen 1650 und 1665 deutlich wird, die Bearbeiter zu einer möglichst frühen Zäsur. Alleine in diesen 15 Jahren entstanden 17 der hier edierten Katalognummern – gleich viele wie alle Inschriften vor 1400 zusammen (vgl. Tab. 2a), wobei es sich zudem um umfangreiche Inschriftenkomplexe mit mehreren Einzelinskriptionen handelt, wie etwa den Freskenzyklus im Richterhaus von Pfunds-Stuben (Kat.-Nr. 273), der aufgrund seiner ältesten Inschrift noch unter 1648 eingeordnet wurde, und den man bei einer engeren Begrenzung um wesentliche epigraphische Aussagen hätte kürzen müssen. Auch das genannte Beispiel aus Pfunds-Stuben kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass solche Zeitgrenzen immer mit einer gewissen Willkür gesetzt werden müssen, denn – es sei gleich gesagt – einen wirklichen Einschnitt bedeutete auch der politische Wendepunkt von 1665 für die Tiroler Inschriftenlandschaft insgesamt und zumal jene des Nordtiroler Oberlands nicht.

Aufgenommen wurden alle zugänglichen original erhaltenen Inschriften, sowie die in Form von Nachzeichnungen, Fotografien oder Abschriften kopiaal überlieferten Inschriften, sofern sich Datierung und Standort aus der Überlieferung eindeutig dem Erfassungs(zeit)raum der Edition einordnen ließen.

Objekte, die sich heute in öffentlichen oder privaten Sammlungen des Bearbeitungsgebiets, beziehungsweise auch in Kollektionen außerhalb des Erfassungsraums befinden, aber nachweislich aus diesem stammen, wurden in vertretbaren Fällen aufgenommen. Gegenstände der Kleinkunst wurden berücksichtigt, wenn sie von besonderer historischer oder schriftkundlicher Relevanz sind. Grundsätzlich ausgeschlossen blieben Inschriften auf Münzen, Medaillen, Siegeln bzw. Typaren, ferner auch Punzierungen sowie schriftliche Äußerungen epigraphischen Charakters, die Bestandteil von Handschriften, Druckwerken oder deren Einbänden sind²: Marken, Haus-, Künstler- und Meisterzeichen sowie Monogramme und Einzelbuchstaben wurden in der Regel nur erfasst, wenn sie mit einer Inschrift oder Jahreszahl in Verbindung stehen (vgl. die Nachzeichnungen in Anhang 1). Denkmäler mit heute völlig zerstörten und nirgends sonst überliefer-

¹ Vgl. dazu zusammenfassend RIEDMANN, Geschichte 110–122.

² „Inschriften sind Beschriftungen verschiedener Materialien – in Stein, Holz, Metall, Leder, Stoff, Email, Glas, Mosaik usw. –, die von Kräften und mit Methoden hergestellt sind, die nicht dem Schreibschul- oder Kanzleibetrieb angehören. [...] Von unserer Definition müssen wir allerdings einige Ausnahmen machen. Ausgeschlossen sind nämlich die Beschriftungen solcher Gegenstände, die mit besonderen Forschungsmethoden von Spezialdisziplinen erfasst werden“; KLOOS, Einführung 2 (dort auch mit einer Auflistung der ausgeschlossenen Untersuchungsgegenstände anderer Spezialdisziplinen wie etwa der Numismatik oder Sphragistik). Zur durchaus nicht ganz einheitlichen Definition von Inschriften vgl. zusammenfassend ZAJIC, Inschriften, 1095f. sowie im Tiroler Kontext SCHMITZ-ESSER, Herrschaftsrepräsentation 61–64.

ten Inschriften sowie Nachrichten über verlorene Inskriptionen ohne wenigstens bruchstückhafte Textüberlieferung wurden nicht berücksichtigt.

Die Inschriften wurden nach den Editionsrichtlinien des deutschen Inschriftenwerkes bearbeitet, die Walter Koch 1991 für die Wiener Reihe des Corpus-Unternehmens zusammengestellt hat³. Die inschriftenpaläographische Terminologie richtet sich nach der von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der DI erstellten „Terminologie zur Schriftbeschreibung“⁴.

Der Katalog ist in drei Hauptteile gegliedert, die den jeweiligen Politischen Bezirken gewidmet sind. Innerhalb der drei Abschnitte ist der Katalog chronologisch aufgebaut. Die einzelnen Katalognummern folgen einem einheitlichen Schema:

Die Kopfzeile gibt links die laufende Nummer im Rahmen der Edition an. Ein lateinisches Kreuz neben der Zahl kennzeichnet nicht mehr im Original erhaltene Inschriften. In der Mitte der Kopfzeile ist der heutige bzw. der letzte bekannte Standort der Inschrift angegeben. Am rechten Ende der Kopfzeile steht die Datierung. Sie ist gewöhnlich dem Inschriftentext entnommen. Bei offenkundigem Auseinanderklaffen zwischen einem im Text angegebenen Datum und der tatsächlichen Entstehungszeit der Inschrift werden beide Termine – durch Schrägstrich getrennt – angeführt. Erschlossene Daten sind zwischen runde Klammern gesetzt. Können Denkmäler nur einer bestimmten Zeitspanne zugeordnet werden, sind sie – gegebenenfalls mit Fragezeichen versehen – jeweils am Ende des ermittelten Zeitraums eingeordnet.

In dem auf die Kopfzeile folgenden beschreibenden Teil steht zunächst die Nennung des Inschriftenträgers, des Inschriftentyps und gegebenenfalls von Personen, denen er zugeordnet werden kann, ferner die präzise Angabe des Standorts, Hinweise auf frühere Standorte, eine Kurzbeschreibung des Inschriftenträgers sowie Bemerkungen zu Material, Anbringung der Inschrift und Erhaltungszustand des Denkmals. Wird keine abweichende Angabe gemacht, so sind Inschriften in Stein als eingehauen zu denken. Stehen mehrere Inschriften auf einem Objekt, so werden diese mit römischen Zahlzeichen bezeichnet. Die Beschreibung des Inschriftenträgers erfolgt vom Betrachter aus. Nur bei Wappenbeschreibungen wird nach den Regeln der Heraldik verfahren. Die Beschreibung schließt mit Maßangaben zu Inschriftenträger und Inschrift. Die Schriftgröße ist nach dem Normalwert des Buchstabens *N* bzw. *n* angegeben. Erhebliche Schwankungen werden durch die Angabe der Extremwerte vermerkt. Die Angabe der Schriftart ist typisierend. Vor der Textedition kopiaal überlieferter Inschriften ist die Quelle genannt.

In der Textedition sind Zeilenumbrüche durch Schrägstrich gekennzeichnet. Doppelte Schrägstriche markieren die Unterbrechung des Textes oder seinen Übergang auf ein anderes Inschriftenfeld. Nur metrische oder gereimte Texte werden versweise geboten. Gekürzte Worte sind in originalen Inschriften zwischen runden Klammern aufgelöst, wobei das Kürzungszeichen selbst entfällt. Worttrennzeichen sind durch Punkte in halber Höhe wiedergegeben und gegebenenfalls in Apparat oder Kommentar beschrieben. Unter die Zeile gesetzte Bögen kennzeichnen Nexus litterarum, Ligaturen und Buchstabenverbindungen. Erhaltene, aber in ihrer Lesung nicht ganz sichere Buchstaben sind unterpunktirt. Zur Kennzeichnung zerstörter Textteile dienen eckige Klammern. Ist eine Ergänzung nicht möglich, wird die ungefähre Anzahl der ausgefallenen Buchstaben durch Punkte innerhalb der Klammern wiedergegeben. Bei umfangreicheren oder in ihrer Dimension ungewissen Verlusten sind drei Striche gesetzt. Bei Verlust am Beginn oder Ende einer Inschrift bleibt die Klammer offen. Ursprünglich freigelassene Stellen sowie nachträgliche Ergänzungen sind durch spitze Klammern gekennzeichnet.

An den Wortlaut der Inschrift schließen sich der textkritische Apparat, gegebenenfalls der Nachweis von Zitaten sowie die Übersetzung der lateinischen Texte an. Es folgen die Auflösung von nicht nach der fortlaufenden Tageszählung angegebenen Datierungen und die Benennung bekannter sowie die Blasonierung unbekannter Wappen.

Der anschließende Kommentar enthält paläographische, philologische, historische, kunsthistorische und allgemein epigraphische Hinweise zur jeweiligen Inschrift. Dabei wurde darauf geachtet, die Inschrift zu kontextualisieren und auf ihren Wert für die genannten Wissenschaften hinzuweisen; insbesondere eine biographische Einordnung in der Inschrift genannter Personen wurde so gewissenhaft wie möglich dem Kommentar beigefügt.

³ Walter KOCH, Bearbeitungs- und Editionsgrundsätze für die „Wiener Reihe“ des deutschen Inschriftenwerkes, Wien 1991.

⁴ Deutsche Inschriften. Terminologie zur Schriftbeschreibung, erarbeitet von den Mitarbeitern der Inschriftenkommissionen der Akademien der Wissenschaften in Berlin, Düsseldorf, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Mainz, München und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, Wiesbaden 1999.

Abgeschlossen wird jede Katalognummer durch einen Anmerkungsapparat, der Zitate aus der Literatur nachweist und ergänzende Erläuterungen zu Beschreibung und Kommentar bietet, sowie durch ein Literaturverzeichnis, das in chronologischer Folge Abschriften, Abdrucke sowie Abbildungen und wesentliche Arbeiten zur jeweiligen Inschrift enthält.

2. HISTORISCHER ÜBERBLICK

Bereits seit der Antike spielt das Oberinntal als zentraler Verkehrsweg in Nord-Süd-Richtung eine wichtige Rolle in der zentraleuropäischen Geschichte; gerade das Spannungsverhältnis zwischen dem regen Reiseverkehr einerseits und einer ansonsten eher kargen, abgeschiedenen Landschaft andererseits prägte und prägt nicht nur das Bild dieses Raumes bis heute, sondern stellt auch einen roten Faden in dessen epigraphischer Vergangenheit dar.

Die früh- und hochmittelalterliche Geschichte des Nordtiroler Oberlands lässt sich aufgrund der problematischen Quellenlage nur schwierig erfassen; gerade die Diskussion um die Grenzziehung am Oberen Weg hat jüngst diese Schwierigkeiten erneut aufgezeigt⁵. Auf eine eingehende Nachzeichnung dieser Diskussion kann an dieser Stelle verzichtet werden, da alle drei Bezirke für das gesamte Frühmittelalter und bis weit ins Hochmittelalter hinein keine epigraphischen Quellen aufweisen. Nach dem in dieser Edition nicht berücksichtigten Christusmonogramm aus der Laurentiuskirche in Imst, das als bekannter Beleg der Christianisierung Tirols wahrscheinlich noch knapp vor den Beginn des 6. Jahrhunderts datiert werden kann⁶, lassen sich Inschriften im Oberinntal erst wieder seit dem 13. Jahrhundert greifen. Der Beginn der Überlieferung mittelalterlicher Inschriften setzt damit gerade zu einem Zeitpunkt an, mit dem sich eine andere alte Streitfrage um die Geschichte des Tiroler Oberlands verbindet: Jene nach dem staufischen Erbe im Oberinntal und dessen Bedeutung für die Landeswerdung Tirols. Die Grundlage entsprechender Überlegungen stellt der Umstand dar, dass Graf Meinhard II. von Görz-Tirol mit Elisabeth von Wittelsbach, der Witwe des letzten staufischen Königs Konrads IV., verheiratet gewesen ist; so kam Graf Meinhard in der Vorbereitung des Italienzuges seines Stiefsohnes Konradins eine große Bedeutung in der Finanzierung und logistischen Umsetzung des 1267/68 durchgeführten Heerzuges zu, der vielleicht schon 1263 in Wilten besprochen worden war. Nach dem unglücklichen Verlauf dieses Unternehmens könnten staufische Besitzungen im Oberinntal an die Tiroler Grafen gefallen sein⁷. Auch wenn diese Frage für das Verständnis des Tiroler Inschriftenbestandes auf den ersten Blick nicht wesentlich erscheinen mag, so treten uns hier doch zwei Aspekte entgegen, die auch die epigraphische Landschaft des Tiroler Oberlandes nachhaltig prägten.

Zum einen spiegelt sich im Streit der Historiker um das staufische Erbe im Oberinntal der mehrfach nachweisbare Umstand wider, dass die Bedeutung des Tiroler Oberlandes für die Herrschaftsausübung der Tiroler Landesfürsten seit der Zeit Meinhards II. stetig wuchs. Vor allem die von Meinhard initiierte Gründung des als neue Familiengrablege gestifteten Zisterzienserklosters Stams – sei sie nun mit Konradins Schicksal verbunden oder nicht – verweist deutlich auf den Willen Meinhards, seine Herrschaft auch im Oberinntal zu festigen⁸. So ist es wohl kein Zufall, dass auch die Inschriftenüberlieferung erst jetzt – am Ende des 13. Jahrhunderts und mit der Gründung von Stift Stams – reichlicher zu fließen beginnt. Die für das Spätmittelalter zu beobachtende zunehmende Bedeutungsverlagerung von Süd- nach Nordtirol, wie wir sie für die Herrschaftszeit Erzherzog Sigmunds und König Maximilians I. im ausgehenden 15. Jahrhundert

⁵ So stellte Irmtraud Heitmeier die üblichen Grenzziehungen am Oberen Weg in Frage, da diese wohl erst unter König Konrad I. entstandene Fluraufteilung einfach auf die Frühzeit transferiert worden sei, obwohl es Hinweise auf ein Weiterbestehen der römischen Grenzziehung zwischen den Provinzen Raetia I und II zwischen Landeck und Imst gebe, was den hier bearbeiteten Raum für das Frühmittelalter nicht als Einheit erscheinen ließe; allerdings äußerte Julia Hörmann-Thurn und Taxis hieran aufgrund der problematischen Quellenlage umgehend Zweifel; HEITMEIER, Wie weit reichte das „Engadin“?; HÖRMANN-THURN UND TAXIS, Frage.

⁶ Vgl. dazu Einleitung Kap. 8.

⁷ Vgl. dazu etwa WIESFLECKER, Meinhard; RIEDMANN, Beziehungen, sowie zuletzt zur Frage der staufischen Besitzungen im Tiroler Oberland ANTENHOFER, Tirol.

⁸ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.1.

so deutlich vor uns sehen⁹, nahm hier ihren eigentlichen Anfang und sollte auch für die Inschriftenlandschaft nachhaltige Folgen zeitigen, wie schon ein flüchtiger Blick auf die chronologische Verteilung der Inschriften im Tiroler Oberland belegt (vgl. Tab. 2a/2b). Eine aufmerksame Betrachtung des Einsetzens der Inschriftenüberlieferung in den drei Bezirken zeigt, dass sich hierin auch die unterschiedlichen Entwicklungen und historischen Beziehungen widerspiegeln. So stammt die älteste in diesem Band vorgestellte Inschrift aus der Leonhardskapelle in Nauders (Kat.-Nr. 120), also aus einem Gebiet des Bezirks Landeck, das direkt am Reschenpass und damit kurz vor dem für seine romanischen Wandmalereien berühmten Südtiroler Vinschgau liegt. Nicht zufällig handelt es sich auch im Falle der Nauderer Inschrift um eine Beischrift zu einer Wandmalerei; sie steht im übrigen recht isoliert da, denn eine dichtere Inschriftenüberlieferung setzt im Bezirk Landeck erst im 14. Jahrhundert ein (s. Kat.-Nrr. 121–123). Der Beginn der epigraphischen Überlieferung im Bezirk Imst steht dagegen mittelbar mit der Gründung des Stiftes Stams in Zusammenhang (Kat.-Nr. 1†); mag mit 1279 (?) das Einsetzen epigraphischer Schriftlichkeit im Bezirk Imst auch später als im Bezirk Landeck datieren, so haben wir es mit dem Gründungsbestand von Stams doch sogleich mit einer relativ dichten, gleichsam „nachhaltigen“ Überlieferung zu tun. Am spätesten setzt epigraphisches Schreiben in der dritten Region, dem Außerfern, ein. Dies mag nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass hier weder eine besondere Nähe zu dem an romanischer Kunst – und damit auch an romanischen Inschriften – reichen Südtirol, noch eine auf das Hochmittelalter zurückgehende monastische Tradition vorliegt. Da hier außer Stams im bearbeiteten Zeitraum kaum ein weiteres Kloster seine Einflüsse geltend machen konnte, finden sich auch keine Inschriftenbestände, die sich mit jenen der Oberinntaler Zisterze messen könnten. So hat sich etwa im freilich erst im März 1628 gegründeten Franziskanerkloster von Reutte nur ein einziges Grabdenkmal aus dem Untersuchungszeitraum erhalten (Kat.-Nr. 335); zwei Brände zerstörten 1703 und 1846 das Reuttener Kloster und die zugehörige St. Anna-Kirche¹⁰. Dennoch ist es erstaunlich, dass sich im Bezirk Reutte nach einer aufgrund inschriftenpalaographischer Überlegungen in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu setzenden Glocke aus Lechaschau (Kat.-Nr. 280) erst mit 1411 – also mehr als ein Jahrhundert später als in den anderen beiden Bezirken – die erste datierte Inschrift des Mittelalters nachweisen ließ (Kat.-Nr. 281). Als Grund für diese augenscheinliche relative Verspätung lässt sich wohl auch eine besonders schlechte Überlieferungslage für den Bezirk Reutte anführen. Das Außerfern war am stärksten von kriegerischen Ereignissen der Vormoderne betroffen, auch wenn es seine Grenznähe mit dem Bezirk Landeck teilt. Waren es dort die Kriege mit dem Engadin¹¹ – vgl. dazu eine Grabplatte von 1622 in der Landecker Pfarrkirche (Kat.-Nr. 247) –, die die Zerstörung von Inschriften mit sich gebracht haben dürften, so kam es etwa im Dreißigjährigen Krieg zu Plünderungen im Lechtal. 1632 wurde Reutte eingenommen und gebrandschatzt¹². Ansonsten brachte der Dreißigjährige Krieg keine größeren Zerstörungen in Tirol mit sich, da es auch praktisch keine Kampfhandlungen im Land gab. Die Dichte und Qualität des epigraphischen Bestands gerade in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts deutet eher auf eine Zeit relativer Prosperität hin. Einen konkreten epigraphischen Niederschlag erbrachte dieser verheerende Krieg jedoch durch die Flüchtlinge, die im relativ sicheren Tirol ein Refugium suchten. Zwei von ihnen, Johannes Graf Fugger und der Schöntaler Zisterzienserabt Sigismund Fichtlin, lassen sich durch ihre Stamser Grabmonumente festmachen (Kat.-Nrr. 92f.). Was den Erhalt der Inschriftendenkmäler angeht, so verhielt es sich in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts gerade umgekehrt zu den Unglücken

⁹ Verwiesen sei hier nur auf die Verlegung der landesfürstlichen Münze von Meran nach Hall im Jahr 1477, die man im Rahmen dieses Prozesses als Gegenstück zur Verlegung der landesfürstlichen Grablege von Schloss Tirol nach Stams verstehen kann; vgl. SCHMITZ-ESSER, Burg Hasegg 23f; MOSER/TURSKY, Münzstätte 7–31. Es mag weiterhin der kursorische Hinweis auf die damit zusammenhängende stetig steigende Bedeutung der Schwazer Silbervorkommen und den Wechsel der landesfürstlichen Residenz 1420 nach Innsbruck genügen; vgl. etwa HAIDACHER, Verkehr 70.

¹⁰ NOTHEGGER, St. Anna 4 und 13; FUCHS, Heimat 42f; LIPP, Kirchengeschichte 225–228 und 252 und DERS., Aus Reuttens Unglückstagen 307f. und 325f. Zur Geschichte der Tiroler Franziskanerprovinz s. NOTHEGGER, Wirken. Vgl. Kat.-Nr. 335.

¹¹ Vgl. dazu etwa jüngst GRIMM, Beziehungen, mit weiterführenden Literaturangaben.

¹² RIEDMANN, Geschichte 120 und LIPP, Aus Reuttens Unglückstagen 303–307. Zum Tiroler Wehrwesen dieser Zeit vgl. SCHENNACH, Landesverteidigung, zu den Kampfergebnissen der 1630er Jahre hier zusammenfassend 25–28.

der Jahrhunderte zuvor. Das Außerfern blieb von den Wirren der beiden Weltkriege aufgrund seiner abseitigen Lage eher verschont als die beiden anderen Bezirke des Oberlands¹³.

Der zweite wichtige Aspekt der Geschichte des Oberlands, den das eingangs genannte Beispiel von Konradins Italienzug umreißt, ist die zentrale Rolle, die Tirol als Durchzugsland zwischen den Territorien des Reichs nördlich und südlich der Alpen und damit nach Italien spielte; schließlich handelte es sich bei den Tiroler Alpenübergängen um zwei der niedrigsten Passagen des gesamten Alpenhauptkamms¹⁴. Eine der beiden Hauptrouten verlief dabei über den Fernpass und den Reschen durch die heutigen drei Bezirke Reutte, Imst und Landeck. Wie neuere Forschungen zeigen, wurde der Obere Weg, wie diese Route seit dem Mittelalter hieß, auch und gerade im Winter befahren, was nicht zuletzt durch ein dichtes Netz von Herbergen ermöglicht wurde¹⁵. Der rege Verkehr über den Fernpass kann auch von epigraphischer Seite mehrfach belegt werden. So verweist die bekannte Gedenktafel vom Fernpass auf den Ausbau dieses wichtigen Straßenweges unter Kaiser Karl V. und seinem Bruder Ferdinand I. (Kat.-Nr. 48). Auch zahlreiche Anwesenheitsvermerke von Reisenden, insbesondere Pilgern, belegen die Beliebtheit dieser Route, die für Deutsche, Niederländer und Nordfranzosen Teil nicht nur des Reisewegs nach Rom, sondern auch nach Venedig – und weiter ins Heilige Land – gewesen ist¹⁶. Zu den negativen Aspekten der Lage an einer Durchzugsstraße gehörte hingegen neben den schon erwähnten Wirren des Dreißigjährigen Krieges auch das Auftreten von Seuchen; so lassen sich zwei Inschriften vom alten Friedhof bei der Pfarrkirche von Schattwald vielleicht in Verbindung mit der 1635/36 hier grassierenden Pest bringen (Kat.-Nr. 336f).

Die verkehrsgünstige Lage des Oberlandes führte zu einer starken Ausrichtung nach Norden und Süden, also in die unmittelbar angrenzenden Gebiete in Bayern und Schwaben, sowie nach Norditalien hinein. Diese Verbindungen wurden im Mittelalter und der frühen Neuzeit auch in der Bistumsorganisation deutlich: So gehörten große Teile des Außerferns nicht wie der Großteil Tirols zum Bistum Brixen¹⁷, sondern zum Bistum Augsburg. Die zu Augsburg gehörige Lechtaler Pfarre hatte im Mittelalter ihren Sitz zunächst in Elbigenalp; am 13. Dezember 1401 teilte der Bischof von Augsburg diese Großpfarre jedoch auf, und es entstand ein neuer Pfarrsitz in Holzgau¹⁸. Die dadurch entstandene Konkurrenzsituation drücken noch heute die zwei Taufsteine der beiden Pfarrkirchen aus (Kat.-Nr. 283f.), die sich im Stil aneinander orientieren, aber doch (etwa durch die Wahl der Sprache) deutlich voneinander unterscheidbar bleiben¹⁹. Besonders deutlich werden die Verbindungen des Oberlands nach Norden und Süden jedoch in künstlerischer Hinsicht. So entstand etwa die sogenannte „Grussit-Tafel“ in Stams (Kat.-Nr. 11) unter sichtbarem Einfluss aus Italien. Zwischen 1450 und 1530 kam zu einem wahren spätgotischen „Bauboom“, der nicht nur Nord- und Südtirol, sondern auch Graubünden erfasste²⁰. Die gotischen Pfarrkirchen von Imst und Landeck sind nur zwei der zahlreichen Beispiele dafür, die sich im Tiroler Oberland erhalten haben. Insbesondere während des 17. Jahrhunderts lassen sich zahlreiche süddeutsche Künstler im Oberland nachweisen, und immer wieder trifft man in der Tiroler Kunst auf italienischen Einfluss. So stammte Martin Mittnacht, der Hofmaler Erzherzog Maximilians III., aus Mergentheim, war in München in die Malerlehre gegangen und hatte danach in Florenz und Rom studiert, bevor er sich in Innsbruck niederließ²¹; von ihm hat sich etwa ein Portrait Maximilians erhalten, das mehrere Inschriften aufweist (Kat.-Nr. 89). Der ebenfalls aus Mergentheim stammende Paul Honegger kam im Gefolge des Stamser Abtes Thomas Lugga nach Tirol und

¹³ So haben sich aufgrund seiner abseitigen Lage gerade im Außerfern die meisten alten Glocken erhalten, vgl. dazu Kap. 6.2.

¹⁴ Den Brenner mit 1370 m und den Reschen mit 1504 m unterbietet erst der Rottenmanner Tauern in der Steiermark mit 1274 m; vgl. HAIDACHER, Verkehr 67f.

¹⁵ HAIDACHER, Verkehr und LOOSE, Unterwegs.

¹⁶ Vgl. dazu Kap. 3 und 6.5.

¹⁷ Ein von Brixen unabhängiges Bistum Innsbruck wurde erst 1964 gegründet; bereits 1921 hatte man in Folge des Ersten Weltkriegs und der Abtretung Südtirols an Italien einen Apostolischen Administrator für Innsbruck-Feldkirch bestellt. Das Bistum umfasst allerdings auch heute nicht das gesamte Bundesland Tirol; die Gebiete östlich des Ziller gehören nach wie vor zum Erzbistum Salzburg. Auch das Bistum Chur hatte Anteile am Gebiet der historischen Grafschaft Tirol.

¹⁸ FUCHS, Heimat 38–41; WALLNÖFER, Pfarrgeschichte 148–151 und TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 5, 593–595 und 706–708.

¹⁹ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.3.1.

²⁰ Vgl. dazu jüngst CAVIEZEL, Baulust.

²¹ AMMANN, Beziehungen 68.

war im Oberland mehrfach tätig²²; auf zwei von ihm geschaffenen Kunstwerken hat sich hier auch seine Signatur erhalten (Kat.-Nrr. 85 und 96).

2.1. Beschreibung und Geschichte der wichtigsten Standorte

Bei der Beschreibung der inschriftenreichsten Standorte muss zweifellos Stift Stams das erste Kapitel gewidmet werden, das den umfanglichsten und ältesten Bestand des Bearbeitungsgebietes besitzt. Daneben sind die Pfarrkirchen von Landeck und Imst zu nennen, die zumindest vom Informationswert ihrer Inschriften her einige erhebliche Beiträge zur Tiroler Epigraphik beisteuern. Wie bereits angedeutet bietet der Markt Reutte mit seiner nur geringen Dichte an Inschriften kein ergiebiges Feld für die epigraphische Forschung; neben den schon erwähnten Bränden im Kloster von 1703 und 1846 dürften weitere Großbrände, wie sie etwa 1704, 1724 und 1853 ausbrachen, die epigraphischen Denkmäler der Pfarrkirche dezimiert haben; auch zahlreiche Häuser des Marktes fielen diesen Ereignissen zum Opfer²³. Dagegen haben sich in Vils, St. Vigil in Obsaurs und St. Georgen ob Tösens bei Serfaus noch bemerkenswerte Ensembles von Inschriften verschiedenster Ausprägung erhalten.

2.1.1. Das Stift Stams

Das Zisterzienserstift Stams gehört mit seinen zahlreichen Inschriften zu den bedeutendsten Standorten, die in dieser Edition Berücksichtigung finden. Gerade das hohe Alter und die bedeutende Stellung der Zisterze als landesfürstliche Grablege haben hier einen Inschriftenkomplex entstehen lassen, der durch die lokale kopiale Überlieferung auch noch zu großen Teilen fassbar ist²⁴.

Das 1273 von Graf Meinhard II. von Görz-Tirol gegründete Stift wurde von Zisterziensermönchen des Klosters Kaisheim besiedelt, und dessen Abt Trutwin war auch bei der Weihe der Stamser Stiftskirche 1284 anwesend (vgl. Kat.-Nr. 2). Nach dem Filiationsprinzip des Ordens unterstand Stams auch weiterhin dem im 13. Jahrhundert bedeutenden schwäbischen Kloster, und einmal mehr wird hierin auch die enge Beziehung zwischen Schwaben und dem Tiroler Oberland deutlich²⁵.

Von Meinhard wurde die junge Zisterze reich ausgestattet. Trotz einer recht wechselvollen Geschichte haben sich aus der Gründungszeit noch zahlreiche Inschriften vor Ort erhalten oder sind doch zumindest durch die gute kopiale Überlieferung des Stiftes noch greifbar. So lässt sich der beim barocken Umbau des Klosters zerstörte Brunnen samt seiner Inschrift von 1288 noch nach Lebersorgs Chronik des Stiftes aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts rekonstruieren (Kat.-Nr. 4†). Die im Dachreiter der Stiftskirche befindliche Glocke (Kat.-Nr. 5) entpuppte sich im Zuge der Bearbeitung für den vorliegenden Band als wesentlich älter als zuvor angenommen und dürfte jedenfalls noch in die ersten Jahrzehnte der Zisterze gehören. Mit der mobilen Gründungsausstattung des Klosters könnte auch der 1931 wieder aufgefundene „Lasterteller“ (Kat.-Nr. 6) verbunden gewesen sein; dabei handelt es sich um eine heute im Stiftsmuseum aufbewahrte sogenannte Hansa-Schüssel, die die mit kruden Majuskeln gekennzeichneten vier Laster Götzendienst, Neid, Zorn und Prasserei darstellt. Das bedeutendste epigraphische Denkmal der frühen Stiftsgeschichte stellt jedoch wohl die schlecht erhaltene Weiheinschrift in der mittleren Apsis der romanischen Stiftskirche dar; sie hat als einer der wenigen Bauteile unverändert die Barockisierung der Kirche überdauert. Erst 1963 entdeckte man die Inschrift, die auf die Weihe von 1284 verweist (Kat.-Nr. 2). Der Anspruch der Stiftung Meinhards II. zeigt sich nicht nur in der beeindruckenden Anzahl von Reliquien, die zur Gründung gestiftet wurden und die diese Inschrift für nur einen der Altäre aufzählt. Auch die große Anzahl von anwesenden Bischöfen, die am 5. November 1284 die Weihe vornahmen, unterstreicht die intendierte Bedeutung der Zisterze. Deutlich wird dies zudem an der Wahl des Weihetages selbst, der am Fest des Hl. Malachias begangen wurde. In diesem Heiligen, der die Zisterzienser nach Irland gebracht hatte, erkannte sich offenbar auch Meinhard II., der den Orden in Tirol ansässig machte, wieder²⁶. Da sein

²² AMMANN, Beziehungen 68f.

²³ LIPP, Aus Reuttes Unglückstagen 307f., 313, 325f. und 328.

²⁴ Zur kopialen Überlieferung des Stiftes vgl. Einleitung Kap. 4.1. Zu den Inschriften von Stift Stams vgl. jüngst auch SCHMITZ-ESSER, Stift Stams.

²⁵ SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 63 und 67; MAIER, Kloster 161–163; KÖFLER, Gründung 336; TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 3, 282 und 288.

²⁶ SCHMITZ-ESSER Inschriften (2003) 66–68; KÖFLER, Gründung 339 und DERS., Weiheinschrift 21.

Streben nach Ausweitung der gräflichen Herrschaftsrechte ihn jedoch zu Übergriffen auch auf Tridentiner Kirchengut veranlasst hatte, wurde er selbst 1295 (erneut) exkommuniziert. Als er kurz darauf starb, sah sich das von ihm gegründete Stift in einer schwierigen Situation, da ein Exkommunizierter vom christlichen Begräbnis zwar ausgeschlossen war, man den Gründer aber zugleich hier beisetzen und ihm eine angemessene Memoria zuteil werden lassen wollte. Erst auf Intervention der Mönche wurde Meinhard nachträglich von der Exkommunikation gelöst; erst jetzt durfte auch sein Leichnam in Stams beigesetzt werden²⁷. Die unglücklichen Umstände rund um seinen Tod wurden in der Historiographie des Klosters weitgehend marginalisiert; nicht zuletzt seine kopiaal überlieferte Grabinschrift (Kat.-Nr. 7†), die ihn in höchsten Tönen als Gründer des Stifts und Friedensfürst sowie ausdrücklich als Unterdrücker der Verbrechen feiert, legt ein beredtes Zeugnis für die entsprechende Fokussierung der Stamser Stiftermemoria ab.

Meinhard's Beisetzung folgte dem Plan des Gründers nicht nur aufgrund seiner besonderen Position als Stifter des Klosters, sondern entsprach auch dessen Intention, das Kloster als Grablege seines Geschlechts zu etablieren. Bereits zur Weihe der Stiftskirche 1284 hatte er die sterblichen Überreste seiner Ahnen von Schloss Tirol in die Fürstengruft von Stams überführen lassen. Auch seine Gattin Elisabeth von Wittelsbach und ihre früh verstorbenen Kinder wurden nun aus der Stamser Pfarrkirche, wo sie vorläufig beigesetzt worden waren, in die Stiftskirche überführt²⁸. Von den Grabmonumenten all dieser Personen hat sich jedoch nur eine einzige Inschrift, die vom Grab von Meinhard's Großvater, Graf Albert III. von Tirol, kopiaal überliefert (Kat.-Nr. 3†).

Die wiederholten, mit baulichen Umgestaltungen verbundenen Verlegungen der Fürstengruft in Stams und die damit einhergehenden Veränderungen an den alten Grabanlagen führten dazu, dass sich die sepulkralen Zeugnisse der Tiroler Landesfürsten aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit an einer Hand abzählen lassen. Bereits Herzog Friedrich IV. ließ kurz vor 1409 eine neue Fürstengruft anlegen; unter Erzherzog Sigmund kam es zum Neubau einer Gruftanlage im Westen der Kirche, die um 1480 abgeschlossen wurde²⁹. Zudem erfolgte eine Zerstörung der Grablegen im Zuge der Plünderung des Klosters und insbesondere der landesfürstlichen Gruft beim Fürstenaufstand von 1552, in deren Zuge – ironisches Detail – auch das Grab des Herzogs Severin von Sachsen aufgebrochen wurde – dieser war niemand anderer als der Bruder des Heerführers dieser Soldaten, Moritz von Sachsen³⁰. Die Grabinschrift Severin's mit ihrer komplizierten Überlieferungsgeschichte lässt sich wenigstens kopiaal noch greifen (Kat.-Nr. 58†). Diese Ereignisse sind zusammen mit der darauf folgenden Barockisierungsphase des 17. Jahrhunderts, die in der endgültigen Umgestaltung der Gruftanlage um 1680 mündete, für den Verlust der epigraphischen Quellen zu den älteren landesfürstlichen Gräbern verantwortlich³¹. Auch die ansonsten gute kopiaale Stamser Überlieferung setzt hier aus; einzig die beiden Inschriften vom Grabmal Erzherzog Sigmund's sind uns zumindest auf diesem Wege überliefert (Kat.-Nr. 31†).

Mit der Funktion von Stams als Grablege der Tiroler Landesfürsten entwickelte bereits die junge Zisterze rasch eine große Anziehungskraft auf den Tiroler Adel, dessen Mitglieder die Nähe zur landesfürstlichen Herrschaft auch in Bezug auf ihre eigene Grablege suchten. So stammt die älteste datierte Inschrift aus Stams, die wir noch kopiaal greifen können, von einem dieser Geschlechter, den Milsern (Kat.-Nr. 1†). Wagt man auf der Basis der erhaltenen oder archivalisch belegten adeligen Grabdenkmäler einen Rückschluss auf die Attraktivität von Stams als Grablege, so scheinen sich für das Mittelalter zwei Gruppen von Grabwerbenden unterscheiden zu lassen. Eine Gruppe aus dem unmittelbaren Umfeld Meinhard's II. richtete sich bereits direkt bei oder unmittelbar nach der Stiftung des Klosters durch reiche Schenkungen eine Grablege ein. Diesem älteren Personenverband folgten um 1400 jüngere Geschlechter, die vom ökonomischen Auf-

²⁷ LEBERSORG, Chronik 72f. (Haidacher 42f.); STOLZ, Landesbeschreibung 713; WIESFLECKER, Regesten 235–237 (Nr. 950–953); DERS., Meinhard 289 und 291f.; SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 68–73; ZAJIC, „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“ 103.

²⁸ SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 68; AMMANN, Stiftskirche 449f.; KÖFLER, Gründung 338; DERS./WALSH, Stift Stams 9; WIESFLECKER, Regesten 118f. (Nr. 444) und TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 3, 288 und 317.

²⁹ SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 73; AMMANN, Stiftskirche 449f.; DERS., Oberland 350 und TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 3, 317–319. Zur Geschichte der Fürstengruft vgl. auch TRAPP, Grabstätten.

³⁰ SCHMITZ-ESSER/REBITSCH, Herzog; REBITSCH, Tirol 252–257; SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 73 und 98–100; KÖFLER, Chronist 1094 und AMMANN, Stiftskirche 500.

³¹ SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 73; AMMANN, Oberland 350; DERS., Stiftskirche 500; ATZ, Kunstgeschichte 879 und KÖFLER, Chronist 1103. Einen ausführlichen Bericht über den Zustand der Grablege nach der Barockisierung liefert HERRGOTT, Taphographia 204–213 (und Tafel XVIII). Zu Marquard Herrgott vgl. KOHN, Inschriftensammler 23–25.

schwung Nordtirols profitierten; ein Beispiel dafür ist das Grabdenkmal des Haller Salzmaiers Johannes Steinhauser (Kat.-Nr. 13). Besonders augenfällig wird die visuelle Konkurrenz der beiden Gruppen in der Stamser Stiftskirche am Grabdenkmal der Familie Ebner. Die Auftraggeber ließen diesen Stein offenbar gezielt auf 1289 vordatieren, um so ihre Zugehörigkeit zur älteren Gruppe zu unterstreichen und sich von den „Neuankömmlingen“ abzusetzen (Kat.-Nr. 15). Ein ähnlicher Befund dürfte auch in einer nur mehr kopia! erhaltenen Wandmalerei in der von der Familie Milser gestifteten Heiligblut-Kapelle der Stiftskirche vorliegen (Kat.-Nr. 1†). Neben diesen zwei konkurrierenden Gruppen lässt sich noch eine dritte, vor allem im 15. Jahrhundert greifbare Gruppe ausmachen. Dabei handelt es sich um jene (landfremden) Adeligen aus der persönlichen Umgebung des Landesfürsten, die offenbar durch ein Begräbnis in Stams für ihre Dienste ausgezeichnet wurden oder doch zumindest die Nähe zu ihrem Herren auch in ihrem Begräbnisplatz ausdrücken wollten, ohne dass wir zugleich eine Tradition entsprechender Grabstellen der gesamten Familie nachweisen könnten. Zu dieser Gruppe gehören etwa die Grabdenkmäler des 1416 verstorbenen Heinrich von Gachnang zu Meisberg aus der Zeit Herzog Friedrichs, sowie jene des Parzival von Annenberg und des Sigmund von Neydeck (Kat.-Nrr. 16, 22† und 27). Ein solches isoliertes Begräbnis eines in landesfürstlichem Dienst nach Tirol gekommenen Fürsten wurde 1348 auch Herzog Simon von Teck bereitet, der im Gefolge Ludwigs von Brandenburg nach Tirol gekommen war. Auch von ihm hat sich ein Grabdenkmal in Stams erhalten (Kat.-Nr. 8). Handelt es sich hierbei also um die Begräbnisstätten Einzelner, so lässt sich die identitätsstiftende Tradition von Stams als Familiengrablege besonders gut am Beispiel der unter Ludwig von Brandenburg in Tirol engagierten³² Familie Freiberg belegen, von deren Mitgliedern sich zahlreiche Grabdenkmäler im Original in situ oder doch zumindest kopia! erhalten haben (Kat.-Nrr. 14†, 19†, 20, 23, 30 und 33†). Infolge einer intensiven Nutzung der Familiengrablege im gesamten 15. Jahrhundert war es dazu gekommen, dass man die Grabdenkmäler der Familie „schon nicht mehr ohne Unannehmlichkeit nebeneinander aufstellen konnte“, wie ein Stiftschronist des 18. Jahrhunderts berichtet³³. Offenbar vom generellen Bedeutungsverlust des Klosters beeinflusst, wechselte die Familie nun im 16. Jahrhundert den Ort der Erbgrablege; beeindruckende Zeugnisse dafür haben sich in ihrer neuen Grablege in der Anna-Kapelle im Kloster St. Mang zu Füssen erhalten³⁴. Dem Stift Stams blieben sie jedoch durch Stiftungen verbunden, und seit dem Ende des 16. Jahrhunderts begannen die Freiburger sich wiederum für ihre alte Grablege zu interessieren. So ist zum Jahr 1581 ein Brief der Brüder Michael Ludwig und Ferdinand von Freiberg an den Stamser Abt Johannes III. belegt, in dem sie um Nachrichten über die „sepulturam et epitaphia ac fundationes suorum avorum“ baten³⁵. Von dem auch im 17. Jahrhundert anhaltenden Interesse der Freiburger für ihre alte Grablege zeugt eine in Stams bis heute aufbewahrte Kassel, die das Totengedenken der Familie fördern sollte (Kat.-Nr. 88). Dieser kurze Einblick in die Beziehungen der Freiburger zu Stams mag hier genügen³⁶; allerdings sei darauf hingewiesen, dass sich im Tiroler Oberland ein weiteres Grabdenkmal eines Familienmitglieds der Freiburger findet: Die Grabplatte der Anna von Grienenstein in Untermieming (Kat.-Nr. 46).

Dagegen scheint die dem Stift benachbarte Stamser Pfarrkirche erwartungsgemäß Begräbnisstätte der nicht-adeligen Verstorbenen aus der Pfarre Stams gewesen zu sein. Das stark fragmentierte Grabdenkmal eines nicht näher nachweisbaren Handwerkers Matthias oder Matthäus und

³² SANTIFALLER, Brixner Domkapitel 306f. Zur Geschichte der Freiburger in Tirol vgl. auch HOHENBÜHEL, Beiträge 58f.

³³ „Nobilis Freybergiorum prosapia in claustro Stamsensi sua sepulcra et lapides habebat sepulcrales: qui cum commode locari deinceps jam non possent [...]“; PRIMISSER, Annales III, cap. XXIX § 58. Primissers „Annales Stamsenses“, seine „Additiones Documentorum et Scholiorum ad Annales Stamsenses“ und sein „Index ad Annales Stamsenses“ sind im Tiroler Landesarchiv unter der Nr. 1031–1034 verfilmt.

³⁴ Vgl. RIEDMILLER, „Alle Tag“ und Dehio Bayern III, 346f. Zu den Problemen, die aus dieser Doppelung der Grablegen resultierten, vgl. SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 86–88. Auch an zahlreichen weiteren Orten finden sich bedeutende Grabdenkmäler der Familie Freiberg; einen epigraphisch gut bearbeiteten Fall stellt etwa das Grabdenkmal der Knaben Paul und Wolfgang von Freiberg aus der Zeit um 1522 in der Pfarrkirche St. Wolfgang in Mickhausen dar; vgl. dazu BORNSCHLEGEL, Stilpluralismus 50 und Abb. 32.

³⁵ PRIMISSER, Index II, 30. Weitere Belege zum Interesse der Freiburger an ihrer Familiengrablege – etwa in Form eines Besuchs dort – bietet die nicht sehr verlässliche Goldene Chronik von Hohenschwangau; HORMAYR-HORTENBURG, Chronik, Anderte Abtheilung 82.

³⁶ Vgl. dazu ausführlicher SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 81–89. Weitere, allerdings nicht durchwegs zuverlässige Belege auch bei HORMAYR-HORTENBURG, Chronik, Anderte Abtheilung 82–92.

seiner Frau Helena aus dem späten 14. Jahrhundert (Kat.-Nr. 12) imitiert sichtlich Vorbilder adeliger Grabdenkmäler: die Kanten des Steines sind wie bei einer Tumbendeckplatte abgefast, im Zentrum der Platte sitzt ein Wappenschild. Tragisch an diesem im Rahmen der Vorarbeiten für diese Edition erfolgten, sensationellen Fund eines im Bestand formal sehr ungewöhnlichen Grabdenkmals, das im 19. Jahrhundert sogar noch fälschlich dem ersten Abt von Stams zugeschrieben wurde, ist seine mittlerweile eingetretene weitgehende Zerstörung.

Im 16. Jahrhundert geriet das Kloster wie viele andere in eine Krise, die – wie bereits am Beispiel der Freiburger kurz illustriert – auch zu einem Rückgang der Zuwendungen, der Begräbnisse und damit auch der Inschriftenproduktion führte. Mit der Reformation, den Unruhen des Bauernkrieges und der Plünderung im Fürstenaufstand von 1552 kamen ökonomische Schwierigkeiten auf das Kloster zu, die von Seuchen und Missernten noch vergrößert wurden. Ein großer Brand fügte der Zisterze 1593 zudem erheblichen Schaden zu. Diese Serie von Rückschlägen für das Kloster führte dazu, dass die Zahl der Konventualen mitunter auf drei sank³⁷. Gerade aus dieser Zeit des Niedergangs besitzen wir jedoch ein außergewöhnliches epigraphisches Zeugnis: In der Mantelfläche der Glocke des Dachreiters der Stiftskirche (Kat.-Nr. 5) haben im 16. Jahrhundert einige der Mönche ihre Anwesenheitsvermerke hinterlassen; ihre mit Kreide angefertigten Graffiti aus der Zeit zwischen 1558 und 1567 sind noch heute gut zu erkennen (Kat.-Nr. 54).

Zu einem Aufschwung des Stiftes kam es erst kurz nach 1600, als das Kloster insbesondere unter dem Landesfürsten Erzherzog Maximilian III. vermehrt Stiftungen erhielt und erhebliche Baumaßnahmen vorgenommen wurden³⁸; leider dürfen wir annehmen, dass dieser barocke Bauboom, der nicht zuletzt zu einer einschneidenden Umgestaltung der Stiftskirche führte, zahlreiche ältere epigraphische Denkmäler zerstörte. Einen Hinweis darauf können wir aus den Grabdenkmälern der Stamser Äbte ableiten. Abgesehen von einer praktisch bis zur Unkenntlichkeit abgetretenen Grabplatte, die wahrscheinlich dem bedeutenden, 1638 verstorbenen Abt Paul II. Gay zuzuschreiben ist (Kat.-Nr. 107), hat sich als einziges Grabmonument eines Abtes aus der Zeit vor 1665 lediglich jenes des 1615 verstorbenen Melchior Jäger erhalten (Kat.-Nr. 80). Wie die Äbte sind auch die anderen Stiftsbewohner epigraphisch kaum greifbar; abgesehen von der Grabinschrift des Stiftsapothekers Lambert Statfelder von 1644, die sich an der Pfarrkirche Stams erhalten hat (Kat.-Nr. 108), und dem Grabdenkmal des Pfarrers der Stams inkorporierten Pfarre Wertach im Allgäu, Johannes Bach, von 1458 im Kreuzgang des Stiftes (Kat.-Nr. 21), finden sich keine Grabdenkmäler weiterer Stiftsangehöriger oder Kleriker aus den Stamser Pfarren. Will man dieses Phänomen der weitgehenden Absenz der Stiftsbewohner im epigraphischen Bestand erklären, bleibt nur der Schluss, angesichts der Datierung der ältesten erhaltenen einschlägigen Grabinschriften in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts die frühbarocken Umbauten unter Maximilian III. als die Zeitgrenze für die Erhaltung epigraphischer Denkmäler anzunehmen.

Allerdings entstanden verbunden mit dem Aufschwung des frühen 17. Jahrhunderts auch großartige Kunstwerke wie etwa der neue Hochaltar der Stiftskirche (Kat.-Nr. 78). Für den epigraphischen Bestand noch bedeutender war jedoch das Einsetzen einer umfangreichen Stiftschronistik, die sich mit den Namen Lebersorgs, Gays und Primissers verbindet, deren Werken wir die Kenntnis zahlreicher nur hier kopiaal überlieferter Inschriften verdanken³⁹. Diese Aufzeichnungen sind umso wertvoller, als nach der neuerlichen Blüte des 17. und 18. Jahrhunderts in den beiden folgenden Jahrhunderten neue Wirrnisse um das Kloster entstanden. So wurde das Stift während der Koalitionskriege im bayerisch besetzten Tirol 1807 aufgehoben, die wertvollsten Kunstschätze abtransportiert, ein guter Teil der Bibliothek versteigert. Erst 1816 kam es zur Wiederherstellung der Zisterze⁴⁰. Eine neuerliche Aufhebung brachte im Jahr 1939 die Zeit des Nationalsozialismus; nicht zuletzt das völlige Unverständnis und Desinteresse des NS-Regimes in Tirol führte zu erheblichen Beschädigungen und Zerstörungen in Stams während der Kriegsjahre, und leider brachte auch die anschließende Besatzungszeit durch Einquartierungen Schäden für das

³⁷ AMMANN, Oberland 347; GELMI, Geschichte 141f. und 148; KUNDRATITZ, Geschichte 536; KÖFLER, Chronist 1091–1094; DERS./WALSH, Stift Stams 13 und TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 3, 297–301.

³⁸ Vgl. dazu ausführlicher AMMANN, Barock; DERS., Oberland 347–359; KÖFLER, Chronist 1103; DERS./WALSH, Stift Stams 13–15; JANOTTA, „Mors Conradini“ 10 und TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 3, 302f. und 315.

³⁹ Vgl. dazu Einleitung Kap. 4.1.

⁴⁰ ZÖRNER, Aufhebung; KÖFLER, Chronist 1111–1116; DERS./WALSH, Stift Stams 16 und KUNDRATITZ, Geschichte 538.

Kloster mit sich⁴¹. Trotz der Unterbrechungen der Stiftstradition im 19. und 20. Jahrhundert hat sich heute aber doch ein Großteil der bedeutenden Kunstwerke aus Stams vor Ort erhalten und wird derzeit im Stiftsmuseum aufbewahrt. Unter den zahlreichen in dieser Edition näher behandelten Werken sei hier lediglich ein monumentales Triptychon hervorgehoben, bei dem es sich um die epigraphische Umsetzung des „Defensorium Inviolatae Virginitatis Mariae“, eines mariologischen Traktats des Dominikaners Franz von Retz aus dem 15. Jahrhundert, handelt (Kat.-Nr. 17). Diesem Tafelbild kommt auch deshalb besondere Bedeutung zu, weil es zugleich die älteste erhaltene Überlieferung dieses Traktats darstellt.

2.1.2. Die Pfarrkirche von Landeck

Landeck gehörte zu den zentralen Orten am Oberen Weg, da hier die Straße nach Westen über den Arlberg von der Nord-Süd-Route vom Fernpass zum Reschen abzweigt. Entsprechend der Bedeutung des Ortes ist die Pfarrkirche für die epigraphische Forschung von Interesse. Die heutige Mariä Himmelfahrt geweihte spätgotische Kirche ersetzte einen romanischen Vorgängerbau, der urkundlich erstmals 1270 erwähnt wird. An der wohl seit den 1460er Jahren bereits im Bau befindlichen neuen Kirche wurde 1493 das Langhaus, 1521 der Chor geweiht⁴². Aus dieser Zeit hat sich das Westportal erhalten, das in zwei Schriftbändern von 1506 die Stifter Anton von Ifan, den Fecht- und Turniermeister am Hofe Maximilians I., und seine Frau Apollonia von Winden nennt (Kat.-Nr. 154). Das ebenfalls gotische Nordportal weist starke Spuren der purifizierenden Regotisierung des 19. Jahrhunderts auf, die 1882 abgeschlossen war⁴³ (s. unten Kap. 8). Im Innenraum hat sich von der ursprünglichen Ausstattung ein Taufbecken aus dem frühen 16. Jahrhundert erhalten (Kat.-Nr. 158), das für das Oberland durchaus typisch gestaltet ist⁴⁴. Die Mitteltafel des ehemaligen Hochaltars wird heute im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum aufbewahrt (Kat.-Nr. 153). Zu den Besonderheiten der Landecker Pfarrkirche gehört auch ein Tafelbild aus dem 17. Jahrhundert, das die Gründungslegende der Kirche darstellt (Kat.-Nr. 246).

Bemerkenswerter als diese Denkmäler sind aus epigraphischer Sicht jedoch die Spuren, die eines der bedeutendsten Landecker Geschlechter des Spätmittelalters in der Pfarrkirche hinterlassen hat⁴⁵. Das Grabdenkmalensemble für Oswald von Schrofenstein von 1497 zeigt exemplarisch, wie man sich die Grablege eines adeligen Geschlechts in maximilianischer Zeit vorzustellen hat. So hat sich neben der prachtvollen Grabplatte auch eine einfacher gestaltete Gruftplatte erhalten (Kat.-Nr. 141f.). Deutlich wird hier der Unterschied zwischen der offenbar stets epitaphartig für die Anbringung an der Wand vorgesehenen Grabplatte mit tiefem Wappenrelief und Ahnenprobe und der für den Boden als Verschlussstein angefertigten Gruftplatte mit seichterem Wappenrelief und zeilenweiser Beschriftung. Die Erhaltung beider Platten könnte also auch darauf hinweisen, dass die Inschrift der Grabplatte nur aus formal-typologischen, nicht aber aus praktischen Gründen umlaufend angefertigt wurde, da man auf ihr ja offensichtlich nicht gehen sollte⁴⁶. Dies ist umso bemerkenswerter, als sich Grabplatten mit tiefem Relief durchaus im Boden von Tiroler Kirchen nachweisen lassen. Ein Beispiel einer solchen in situ – nämlich unter einer neueren Pflasterung des Bodens direkt vor dem Chor – gefundenen Grabplatte ist jene des Johannes von Kripp von 1429 in der Salvatorkirche in Hall; eine Gruftplatte hat es in diesem Fall sehr wahrscheinlich nie gegeben⁴⁷. Die funktionale Trennung scheint also in Landeck neu. Neben Gruft- und Grabplatte hat sich auch noch der Totenschild Oswalds von Schrofenstein erhalten (Kat.-Nr. 140). Heute im Chor der Pfarrkirche angebracht, hing er einstmals direkt über dem Grabmal⁴⁸. Das entsprach durchaus dem Brauch im Tirol an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Ein prominentes Beispiel für einen solchen direkten Bezug zwischen Grab und Totenschild stellt der Totenschild des Florian Waldauf dar, der ursprünglich in seiner Haller Kapelle direkt über seinem

⁴¹ TRAPP, *Kunstdenkmäler* 21–26; BUZAS, *Stunde*; KÖFLER/WALSH, *Stift Stams* 16 und KUNDRATITZ, *Geschichte* 538f.

⁴² AMMANN, *Oberland* 217–221; Dehio Tirol, 455–457 und LUNGER, *Pfarrkirche*.

⁴³ Dehio Tirol 455.

⁴⁴ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.3.1.

⁴⁵ Zur Bedeutung der Schrofensteiner für Landecks Geschichte vgl. LUNGER-VALENTINI, *Landeck*.

⁴⁶ Vgl. dazu ausführlicher Einleitung Kap. 6.1.1.

⁴⁷ Zur Grabplatte des Johannes Kripp vgl. GRATSCHER, *Salvatorkirche* 418–422 und SCHMITZ-ESSER, *Ehre*.

⁴⁸ RESCH, *Monumenta* (Hs. im TLMF, FB 14.101) 95; TINKHAUSER/RAPP, *Beschreibung* 4, 46f.

Grab an einer Kette von der Decke hing⁴⁹. Beide Totenschilder haben über den Anbringungszusammenhang hinaus noch etwas gemeinsam: Sie werden Sebald Bocksdorfer, einem der führenden Sepulkralünstler der maximilianischen Epoche, zugeschrieben⁵⁰. Wie prunkvoll solche Grablagen ausgestaltet werden konnten, von denen sich im Falle Oswalds von Schrofenstein praktisch das gesamte Ensemble erhalten hat, wofern es aus wenig vergänglichem Material bestand, illustriert der Fall der Tiroler Familie Fieger: Diese Familie hatte 1494 ihre Familiengrablege im Untergeschoss der Fiegerkapelle direkt vor dem Haupteingang der Haller Pfarrkirche eingerichtet; entsprechend ließen die Fieger hier zahlreiche Grabmonumente errichten, die so umfangreich mit Totenschildern und Fahnen verziert waren, dass es unter Kaiser Maximilian sogar zu einem Streit mit der Stadt kam. Die Fieger wurden zur Rücknahme des Grabprunks genötigt, damit man die Kirche ohne Behinderung betreten könne; die Familie appellierte jedoch an Maximilian, der den Fiegern mit dem Argument recht gab, die Verzierungen der Fieggerschen Grablege würden doch nur dem Ruhm der Stadt dienen⁵¹. Solche Streitigkeiten waren gerade in der frühen Neuzeit durchaus keine Seltenheit, wie ein vergleichbarer Fall aus der Pfarrkirche von Weiten in Niederösterreich für 1628 belegt⁵².

Die Arbeiten an diesem Band ergaben, dass es noch im 18. Jahrhundert Wandmalereien in der Landecker Pfarrkirche gegeben haben muss, die ebenfalls zum Ensemble der Schrofensteiner Grablege gehörten (Kat.-Nr. 156†). Ob sie bei einer Erneuerung des Putzes etwa während der Renovierungen des 19. Jahrhunderts zerstört wurden oder ob sie noch auf ihre Entdeckung durch zukünftige Restauratoren warten, lässt sich derzeit nicht sicher sagen.

2.1.3. Die Pfarrkirche von Imst

Auch die Pfarrkirche von Imst ist Mariä Himmelfahrt geweiht; auch hier handelt es sich um einen spätgotischen Bau, das Langhaus wurde 1493 geweiht. Allerdings wurde die Imster noch umfassender als die Landecker Pfarrkirche in späteren Jahrhunderten umgebaut; so barockisierte man ihr Inneres im 18. Jahrhundert⁵³. Entsprechend hat sich in ihrem Inneren auch nur eine einzige Grabplatte von 1495 mit stark abgetretener, bislang stets fehlerhaft gelesener und oft missinterpretierter Inschrift erhalten; sie konnte nunmehr richtig nicht Jörg Puhler, sondern seiner Frau, Margarethe von Weichs, zugeschrieben werden (Kat.-Nr. 29). Ebenfalls noch in das ausgehende 15. Jahrhundert gehörte eine verlorene Wandmalerei der Familie Hendl an der Imster Pfarrkirche (Kat.-Nr. 32). Trotz der Barockisierung im Inneren, eines Brandes von 1822 und der folgenden Erneuerungen, sowie der um die Jahrhundertwende durchgeführten Regotisierung haben sich zahlreiche gemalte Inschriften an der Außenwand der Pfarrkirche erhalten. Diese haben den Lauf der Zeiten unterschiedlich gut überstanden und sind nicht selten stark manipuliert worden, wie das Beispiel einer Grabinschrift zeigt, die vielleicht aus der Zeit um 1480/90 stammt (Kat.-Nr. 24). Die Süd- und die Westwand der Pfarrkirche weisen zahlreiche großflächige Wandmalereien auf, die großteils im letzten Viertel des 15. und ersten Viertel des 16. Jahrhunderts entstanden sind und die häufig auch gemalte Inschriften aufweisen; hierbei scheint es sich um ein komplettes Ensemble von Stifterbildern bzw. Epitaphien mit entsprechenden Beischriften zu handeln, wobei der Verkauf der Rechte an den als Inschriftenträger attraktiven Flächen an der Außenwand der Pfarrkirche in direkten Zusammenhang mit der Finanzierung des spätgotischen Neubaus zu stellen sein dürfte. Auch die ehemalige Michaelskapelle am Kirchhof, die heutige Kriegergedächtniskapelle, weist Wandmalereien des späten 15. Jahrhunderts auf, die den an der Imster Pfarrkirche – wohl aufgrund des Bergbaus – häufiger auftauchenden Propheten Daniel zeigen (Kat.-Nr. 26).

⁴⁹ SCHMITZ-ESSER, Herrschaftsrepräsentation 77f.; FRIEDRICH/SCHMITZ-ESSER, Hall 26–28; MOSER, Waldaufstiftung 40; TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 2, 376.

⁵⁰ An der Zuschreibung zumindest des Haller Totenschildes an Bocksdorfer zweifelte jedoch zuletzt MILLER, Bocksdorfer 86. Zu Bocksdorfers Wirken im Tiroler Oberland vgl. ausführlicher Einleitung Kap. 6.1.1.

⁵¹ SCHMITZ-ESSER, Herrschaftsrepräsentation 78f.; FRIEDRICH/SCHMITZ-ESSER, Hall 7. Zu den betreffenden Urkunden vgl. MOSER, Urkunden der Stadt 112f. (Nr. 309) und DERS., Urkunden der Pfarre 248f. (Nr. 531).

⁵² ZAJIC, „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“ 161. Um der Flut an Grabdenkmälern in der frühen Neuzeit Herr zu werden, wurden strenge Reglements für deren Anbringung durchaus üblich, wie etwa der Fall von Nördlingen mit den durch den Stadtrat erfolgten Regulierungen zeigt; VOGES, Zu den Totenschildern 11.

⁵³ AMMANN, Kunst in Imst 38–43; DERS., Oberland 163–166 und Dehio Tirol 351–354.

Auf den Wandmalereien an der Außenwand der Pfarrkirche ließen sich auch zahlreiche Graffiti und kleinere epigraphische Äußerungen feststellen. In einem Fall gelang es, die Jahreszahl 1515 auf einer bislang zu 1530 datierten, Sebastian Scheel zugeschriebenen Wandmalerei auszumachen, was die bisherige stilistische Einordnung zumindest in Frage stellt (Kat.-Nr. 42).

2.1.4. Vils

Einen Sonderfall innerhalb des Bearbeitungsgebiets stellt die Stadt Vils dar, die trotz ihrer relativ geringen räumlichen Ausdehnung und Bewohnerzahl doch schon 1327 von Kaiser Ludwig dem Bayern zur Stadt erhoben wurde. Sie stellt damit eine jener späten Stadtgründungen des 14. Jahrhunderts dar, die nur mehr sehr bedingt von dem neuen Rechtsstatus profitieren konnten. Die Geschichte von Vils wurde im Mittelalter und der frühen Neuzeit wesentlich vom schwäbischen Zweig der Herren von Hoheneck bestimmt, die seit dem frühen 13. Jahrhundert auf Burg Vilseck ihren Ansitz hatten. Sie besaßen den Ort und die Burg als Lehen des Kemptener Abtes, während die hohe Gerichtsbarkeit und der Zoll Reichslehen darstellten. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts übergab der Abt von Kempten die Lehenshoheit an Herzog Friedrich IV., der die Hohenecker nun als eigene Vasallen wiederum mit Vilseck und Vils belehnte. Ein erster Zweig der Familie starb 1594, ein zweiter 1671 aus; danach wurde das Gericht Vils von den Landesfürsten nur mehr pflegeweise vergeben. 1800 kam es zu einer Plünderung der Stadt, 1816 wurde Vils endgültig Teil des Landes Tirol⁵⁴.

Während die Burg Vilseck seit dem 18. Jahrhundert verfallen ist und epigraphisch hier vernachlässigt werden kann⁵⁵, weist das Städtchen Vils noch einige interessante Inschriften auf. Dies ist umso erstaunlicher, als die barocke Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt an Stelle der gotischen Katharinenkirche erst 1709 fertig gestellt worden ist⁵⁶. In der Kirche haben sich jedoch zahlreiche Grabdenkmäler des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten, von denen drei den Mitgliedern der Familie Hoheneck zugeordnet werden können (Kat.-Nrr. 304, 308 und 334). Bei diesen Grabplatten handelt es sich um die Reste der Ausstattung der mehr als dreihundert Jahre lang genutzten Hohenecker Familiengruft in der Vilser Pfarrkirche; sollten weitere Grabdenkmäler existiert haben, so wurden diese wohl im Zuge der Barockisierung Anfang des 18. Jahrhunderts zerstört⁵⁷. Erst bei den jüngsten Grabungen in der Pfarrkirche stieß man auf zwei weitere Grabplatten, die man in der barocken Krypta verbaut hatte; bei beiden handelt es sich jedoch um nicht mit der Familie Hoheneck in Verbindung stehende Priestergrabplatten aus dem Jahr 1523 (Kat.-Nr. 298f.); daneben fand man im ausgehobenen Schutt der Gruft mehrere Fragmente einer weiteren Grabplatte aus dem beginnenden 16. Jahrhundert (Kat.-Nr. 301).

Eine geringere epigraphische Ausbeute bietet die unterhalb der Burgruine Vilseck gelegene Anna-Kapelle. Hier ließen sich neben einer Bauzahl aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts – der offenbar ältesten bekannten Vilser Inschrift (Kat.-Nr. 290) – noch eine Ritzinschrift von 1617 im Chorgestühl und eine Künstlersignatur des Malers Johann Ludwig Ertinger von 1625 am Altarbild nachweisen (Kat.-Nrr. 323 und 330). Künstler aus Vils ließen sich übrigens anderwärts im Bearbeitungsgebiet nachweisen: In der Rochuskapelle in Biberwier signierten 1618 drei Künstler den Altar, darunter ein Michael Willer, *Maler von Vilß*, und ein Christian Petz, *dischler von Vils* (Kat.-Nr. 324).

Eine Besonderheit der Vilser Inschriften liegt wiederum in dem Zusammenhang mit den Herren von Hoheneck begründet: Der bekannte Genealoge Johann Georg Adam von Hoheneck legte im frühen 18. Jahrhundert eine handschriftliche Inschriftensammlung an⁵⁸. So wird der vorliegende Bestand durch zwei kopiaal überlieferte Memorialinschriften (Epitaphien?) der Hoheneck aus dem frühen 17. Jahrhundert bereichert (Kat.-Nrr. 317† und 318†) und mit einer Bauzahl von 1554, die sich wohl an einem der Stadttore befunden hat (Kat.-Nr. 305†), ergänzt.

⁵⁴ AMMANN, Oberland 393; Dehio Tirol 837f.; WEINGARTNER, Vils und STOLZ, Außerfern 133. Zu Vils vgl. auch Durch Jahrhunderte getragen. Die schwäbische Linie der Hoheneck wird im 18. Jahrhundert auch von Johann Georg Adam von Hoheneck erwähnt, der diese Linie auf den 1356 verstorbenen und in Kloster Steingaden beigesetzten Petrus von Hoheneck zurückführt; HOHENECK, Herren Herren Stände 345–376.

⁵⁵ BITSCHNAU/PALME, Vilseck.

⁵⁶ SEUFERT, Pfarrkirche; AMMANN, Oberland 394f. und Dehio Tirol 838f.

⁵⁷ WIELAND, Geschichte 73.

⁵⁸ Vgl. dazu Einleitung Kap. 4.1.

2.1.5. St. Vigil in Obsaurs

War die ältere Forschung noch der Meinung, die etwas abgelegen am Berg situierte Kapelle St. Vigil in Obsaurs stamme vom Ende des 16. Jahrhunderts⁵⁹, so hat die neuere Bauforschung erwiesen, dass der heutige Bau in wesentlichen Teilen bereits auf das Ende des 15. Jahrhunderts zurückgeht, und auch die Ursprünge dieses älteren Baus lassen sich bis zu einem romanischen Vorgängerbau des Hochmittelalters zurückverfolgen⁶⁰. Ungewöhnlich ist die Kirche bereits durch ihr Patrozinium: Sie ist die einzige dem Hl. Vigil von Trient geweihte Kirche Nordtirols und auch die einzige Verehrungsstätte der drei Jungfrauen Ambett, Gwerbett und Wilbett in Nordtirol⁶¹. In epigraphischer Hinsicht ist die Kapelle aber aufgrund des bei der jüngsten Restaurierung aufgedeckten reichen Wandmalereiprogramms bemerkenswert. Zwar liest man noch in der Diözesanbeschreibung von Tinkhauser und Rapp am Ende des 19. Jahrhunderts die Klage: „Dieses altehrwürdige Gottshaus ist leider! schon vor längerer Zeit bei irgend einer ‚Restauration‘ seiner gotischen Gewölberippen beraubt worden; natürlich wurden auch die alten Mauergemälde bis zur Unkenntlichkeit übertüncht.“⁶² Tatsächlich wurden die Wandmalereien im 18. Jahrhundert allerdings durchaus nicht zerstört, sondern nur weiß übermalt, 1962–67 aber freigelegt und 1994/95 restauriert⁶³. An den Außenwänden, im Chor und im Langhaus haben sich zahlreiche Wandmalereien aus der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erhalten, darunter mehrere Stifter- bzw. Beterreihen, bei denen sich auch noch teilweise die Namensbeischriften lesen lassen, Heiligendarstellungen mit Tituli (Kat.-Nrr. 212–215, 218, 225f., 241 und 251), sowie Schlusssteine im Langhaus mit Resten von Inschriften (Kat.-Nr. 169†). Zur Datierung der Wandmalereien im Chor konnten bei dieser Gelegenheit auch weitergehende Beobachtungen aus epigraphischer Sicht gemacht (vgl. Kat.-Nr. 213) und die bisherige Identifizierung des Malers gestützt werden⁶⁴. Weniger spektakulär nimmt sich dagegen die Inschrift der Glocke von Bartlmä Kötteleth aus dem Jahr 1647 aus (Kat.-Nr. 269).

Zu den bemerkenswertesten epigraphischen Schätzen der Vigilskirche gehören jedoch nicht die Inschriften der Wandmalereien, sondern die darauf in großer Zahl und Dichte angebrachten Graffiti, bei deren Schreibstoff es sich vorrangig um Rötelstift handelt. Diese setzen bereits kurz nach der Weihe des gotischen Baus ein (Kat.-Nr. 171), konzentrieren sich aber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert. Die meisten dieser Graffiti im Langhaus und an den Chorwänden der Kapelle lassen sich als Anwesenheitsvermerke Pilgern zuweisen (Kat.-Nrr. 196, 199, 214f. und 218f.). Dabei fällt die häufige Wiederholung einiger weniger sentenzartiger Wortdevisen auf⁶⁵. So heißt es bei Schriftäußerungen von 1592 und 1593 bzw. 1604 mehrfach in verschiedenen Varianten *Wan gott will so ist mein zil*; etwas abweichend notierte ein Schreiber bereits um 1574 *Alß Zeit vnd Zil get wies got wil*. Noch älter ist der Spruch *Zu gott mein hoffnung*, der hier bereits 1569 erstmals auftaucht. Um 1593 ist die Variante *Gott ist Mein hoffnung vnd mein Zue verZicht* belegt. Aus diesem Bestand an konventionellen Pilgerinschriften mit Jahreszahl, Namen und Wortdevise bzw. frommem Spruch, wie sie sich mehrfach im Oberland belegen lassen⁶⁶, fällt eine ebenfalls mit Rötelstift auf Putz ausgeführte, im Formular steinernen Denkmälern entsprechende Grabinschrift für die 1543 verstorbene Martha Kolb heraus (Kat.-Nr. 182). Wie bei der Pfarrkirche von Imst⁶⁷ ließen auch in St. Vigil die Rötelinschriften mitunter eine genauere Datierung der Wandmalereien im Sinne eines *Terminus ante quem* zu. Die Bedeutung der Graffiti dieser Kapelle kann man gar nicht genug betonen, da sie in den Überblicksdarstellungen des Kirchleins oft nicht einmal erwähnt werden⁶⁸.

⁵⁹ TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 4, 14–16 und AMMANN, Oberland 327f.

⁶⁰ HAUSER/NICOLUSSI, Vigilskirche; PERNIKAR, Schönwies 7–11 und Dehio Tirol 697.

⁶¹ PERNIKAR, Schönwies 7; AMMANN, Oberland 327f. und TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 4, 14f.

⁶² TINKHAUSER/RAPP Beschreibung 4, 15f.

⁶³ KUNDRATITZ, Restaurierungsbericht.

⁶⁴ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.4.4.

⁶⁵ Ähnliche Devisen, etwa „Was/Wie Gott will“, lassen sich häufiger gerade im Zusammenhang von epigraphischen Zyklen in Innenräumen bspw. von frühneuzeitlichen Trinkstuben nachweisen, so etwa in Bruneck, Krems an der Donau oder jüngst in einem Haus in Eferding; vgl. FORSTER, Inschriftenfund 22f.

⁶⁶ Vgl. dazu Einleitung Kap. 3 und 6.5.

⁶⁷ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.3.

⁶⁸ PERNIKAR, Schönwies 7–11.

2.1.6. St. Georgen ob Tösens

Auf einem Felsvorsprung hoch über der Straße gelegen, stellt die weithin sicht-, aber nur mühsam erreichbare kleine Kapelle Hl. Georg ob Tösens bei Serfaus aufgrund ihrer umfangreichen spätgotischen Wandmalereien und des hier im Mittelalter gelagerten Reliquienschatzes eine der bemerkenswertesten Kapellen des ganzen Nordtiroler Oberlands dar. 1429 erstmals urkundlich erwähnt, kam es Ende des 15. Jahrhunderts zu umfangreichen Erneuerungsarbeiten in der Kapelle. Für den 21. November 1497 ist eine Weihe des Chores durch den Brixner Weihbischof Konrad Reichard belegt⁶⁹. Eine Bauzahl im Chor von 1496 stammt aus dieser Bauphase der Kirche (Kat.-Nr. 139). Vor allem entstand im Vorfeld der Weihe jedoch auch der reiche Wandmalerei-Zyklus mit zahlreichen, teils nur mehr fragmentarisch erhaltenen inschriftlich kommentierten Darstellungen aus der Zeit um 1482, die das gesamte Langhaus und den Triumphbogen der Kapelle bedecken (Kat.-Nrr. 135–138). Besonders bemerkenswert macht die Kapelle aus epigraphischer wie historischer Sicht das umfangreiche Inschriftenfeld, das den Zyklus an der Südwand der Filialkirche begleitet (Kat.-Nr. 135). Es nennt nicht nur den Maler Marx (Danauer) und das Jahr der Entstehung, sondern listet auch die zahlreichen Reliquien des in dieser Kapelle im Mittelalter verwahrten Reliquienschatzes auf; dabei offenbart die epigraphische Detailuntersuchung, dass die Inschrift sich wohl eines (heute verlorenen) lateinischen Reliquienkatalogs als Vorlage bediente. Der durchaus beachtliche Reliquienbestand dieser abgelegenen Georgskapelle hat zu zahlreichen Legenden und Hypothesen über seine Herkunft Anlass gegeben. So geht die Sage, ein Kardinal, der bei der Durchreise durch das unterhalb der Kapelle gelegene Tschuppach schwer erkrankt sei, habe die von ihm mitgeführten Reliquien dieser Kirche vermacht⁷⁰; die neuere Forschung zieht die Erzählung rund um den erkrankten Kardinal freilich in Zweifel⁷¹. Den besten Hinweis auf die Herkunft der Reliquien bietet wohl das Kästchen, in dem die Reliquien verschlossen waren. Es wird heute im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum aufbewahrt⁷² und zeigt zwei kniende Mönche, in deren Figuren man möglicherweise die Stifter der Sammlung sehen darf. Vielleicht handelt es sich dabei um Minoriten; eine überzeugende Deutung der Figuren ist bisher jedoch noch nicht gelungen.

Aufgrund des reichen Reliquienschatzes zog die Kapelle zahlreiche Pilger an, und so verwundert es wenig, dass sich auch hier eine Vielzahl an Anwesenheitsvermerken finden ließ, die von Besuchern der Kapelle stammen und ins frühe 16., aber auch ins 17. Jahrhundert datieren (Kat.-Nr. 157 und 265).

Das Kruzifix am Triumphbogen der Kapelle trägt die Stifterinschrift eines Jörg Schwarz von 1630 (Kat.-Nr. 254), der zwei Jahre später auch eine heute im Pfarrmuseum von Serfaus aufbewahrte Georgsstatue mit ähnlicher Inschrift stiftete (Kat.-Nr. 257).

2.2. Die Verteilung des Inschriftenbestandes

Zur Übersicht über die geographische und zeitliche Verteilung des Inschriftenbestandes sollen im Folgenden vor allem drei Tabellen dienen (Tab. 1, 2a, 2b). Zur Einschätzung der zeitlichen Verteilung sei zunächst jedoch auf eine grundsätzliche Schwierigkeit dieser Statistiken hingewiesen: als Zählseinheiten berücksichtigt wurden in diesen Tabellen die Katalognummern, was bedeutet, dass umfangreiche Inschriftenensembles, wie sie im Oberland häufig vorkommen, hier nur als eine Nummer gezählt wurden. Ein Inschriftenkomplex wie ihn die sukzessive entstandenen Wappenmalereien im Richterhaus von Pfunds (Kat.-Nr. 273) darstellen, ist hier also nur einmal und nur unter der ältesten Inschrift verzeichnet; damit wird auch bereits deutlich, dass die quantitativen Aussagen der Tabellen ebenso kritisch zu bewerten sind. Besonders offenkundig sind diese Schwächen der tabellarischen Auswertung bei der Sichtung der Überlieferung für den Zeitraum zwischen 1651 und 1665: Ohne die vorausgeschickte Problematisierung wäre der

⁶⁹ AMMANN, Oberland 386–388; Dehio Tirol 728f.; KLIEN, Kirchen (2002) bes. 233–240, und TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 4, 561–563.

⁷⁰ TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 4, 562; MATSCHER, Am obersten Inn 224; HOCHENEGG, St.-Stephanus-Reliquie 17 und DERS., Heiligenverehrung 62.

⁷¹ GÜRTLER, Kat.-Nr. 18.25.

⁷² KOFLER-ENGL, Malerei 311. Eine Kopie des Serfauser Reliquienstreins befindet sich im Pfarrmuseum Serfaus.

scheinbare quantitative Abfall in der Inschriftenproduktion bzw. -erhaltung gerade in diesem Zeitraum nur schwer verständlich⁷³.

Tab. 1: Geographische Verteilung⁷⁴

Bezirk	orig. erhalten	kopial überl.	Gesamt
Imst	95	24	119
davon Stams	41	10	51
Landeck	142	18	160
Reutte	43	19	62
Summe	280	61	341

Tab. 2a: Zeitliche Verteilung der Inschriften gesamt⁷⁵

	vor 1300	1301–1400	1401–1450	1451–1500	1501–1550	1551–1600	1601–1650	1651–1665	Ges.
orig. erhalten	4	9	17	36	56	56	88	14	280
kopial überl.	4	–	3	7	11	13	20	3	61
Gesamt	8	9	20	43	67	69	108	17	341

Tab. 2b: Zeitliche Verteilung der Inschriften nach Bezirken

Bezirk	vor 1300	1301–1400	1401–1450	1451–1500	1501–1550	1551–1600	1601–1650	1651–1665	Ges.
Imst	7	5	7	19	14	16	42	9	119
davon Stams	7	4	7	9	0	4	19	1	51
Landeck	1	3	9	19	38	41	43	6	160
Reutte	–	1	4	5	15	12	23	2	62

Trotz der Problematik einer Zählung der Inschriften nach Katalognummern lassen sich nach den Zahlen doch bereits einige Tendenzen im Bestand der Inschriften des Tiroler Oberlandes ausmachen. Zunächst einmal fällt bei der Betrachtung der geographischen Verteilung die ausgezeichnete Überlieferungslage im Bezirk Landeck auf, dem nur in einigem Abstand Imst und mit einer überraschend niedrigen Anzahl überlieferter Inschriften der Bezirk Reutte folgen. Die Diskrepanz zwischen der Überlieferungslage im Bezirk Landeck und dem Bezirk Imst wird noch deutlicher, wenn man zudem bedenkt, dass der dichte Inschriftenbestand von Stift Stams in der Gesamtzahl der Imster Inschriften aufgeht. Die kopiale Überlieferung, die sich relativ gleichmäßig über die Bezirke verteilt, hat an diesem Ungleichgewicht nur einen geringen Anteil (Tab. 1).

Die zeitliche Verteilung der Katalognummern nach Bezirken zeigt deutlich, dass die Landecker Überlieferung etwa im 16. Jahrhundert dichter ausfällt. In diesem Zeitraum sind es hier rund doppelt so viele Inschriften wie in den anderen beiden Bezirken. Im Gegensatz zum Bezirk Reutte setzt die Überlieferung im Bezirk Landeck jedoch auch bereits früh ein und ist für den Zeitraum vor 1450 reicher als im Bezirk Imst, sofern man Stift Stams nicht berücksichtigt; nur Stams, das den ältesten Bestand in die Statistik einbringt, verfügt hier bereits über eine dichtere Inschriftenüberlieferung (Tab. 2b). Die Sonderrolle der Oberinntaler Zisterze für die Tiroler Inschriftenlandschaft wird hierdurch nochmals deutlich.

Betrachtet man die zeitliche Verteilung der Inschriften insgesamt, so stellt man einen deutlichen Anstieg epigraphischer Schriftäußerungen seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fest;

⁷³ Legt man die Anzahl der zwischen 1601 und 1650 entstandenen Inschriften zugrunde (das entspräche statistisch etwa zwei Inschriften pro Jahr), so kommt es nach dieser Tabelle zu einem Einbruch von rund einem Drittel der Inschriften zwischen 1651–1665, der sich aber durch den eben beschriebenen Effekt und nicht durch einen plötzlichen Rückgang epigraphischen Schreibens erklärt. Dazu kommt die während des gesamten 17. Jahrhunderts deutlich ansteigende Quantität der einzelnen Inschriften, die sich nur innerhalb der Katalognummern, nicht aber in dieser Statistik widerspiegelt.

⁷⁴ Die Zählung der Inschriften wurde nach den Katalognummern vorgenommen, wodurch die in Sammelkatalognummern zusammengefassten Inschriften nicht einzeln berücksichtigt wurden. Vgl. dazu auch oben.

⁷⁵ Die Datierung wurde nach den Katalognummern vorgenommen, wodurch die in Sammelkatalognummern erfassten inhaltlichen Einheiten (wie etwa Wandmalereizyklen) der Rubrik mit der jeweils ältesten Inschrift zugeordnet wurden, was zu Verzerrungen dieser Statistik führt. Vgl. dazu auch oben.

aus dem halben Jahrhundert zwischen 1451 und 1500 sind mehr Inschriften bekannt als aus dem gesamten Mittelalter vor 1450. Damit spiegelt sich der spätgotische Bauboom, der nicht zuletzt mit der Ausmalung und Verzierung ländlicher Kirchen im großen Stile, aber auch der oftmals gleichzeitig zu vermutenden Vernichtung älterer Malereien und Grabstellen einherging, auch im epigraphischen Bestand des Oberlands. Die kopiale Überlieferung nimmt dabei ab etwa 1400 fast durchwegs ein Sechstel des Gesamtbestands ein (Tab. 2a).

3. DER PERSONENKREIS UND SEINE SOZIALE GLIEDERUNG

Die soziale Position der Auftraggeber der in der vorliegenden Edition gebotenen Inschriften unterscheidet sich je nach Inschriftengattung stark; zudem konzentrieren sich bestimmte soziale Schichten auf einzelne Orte innerhalb des Bearbeitungsgebiets, in denen die jeweilige Personengruppe ihre ökonomischen oder kulturellen Zentren besaß.

Einmal mehr ist das Stift Stams ein gutes Beispiel für diese Zentrenbildung mit der Entstehung einer einigermaßen homogenen Gruppe von Auftraggebern und Errichtern epigraphischer Denkmäler. So lassen sich die Tiroler Landesfürsten naheliegenderweise vorrangig hier an ihrer Grablege fassen; neben ihren Grabinschriften⁷⁶ selbst sind sie in Form ihrer zahlreichen dem Kloster gestifteten Kunstwerke präsent, unter denen nur der sogenannte „Feldaltar“ Erzherzog Maximilians III. hier hervorgehoben sei (Kat.-Nr. 82). Nur vereinzelt lassen sich auch im restlichen Oberland landesfürstliche Inschriften belegen. An der Ehrenberger Klause ist eine Gedenktafel Erzherzog Maximilians III. von 1609 (Kat.-Nr. 320), am Fernsteinpass war einstmals eine Inschriftentafel Karls V. und Ferdinands I. angebracht (Kat.-Nr. 48), und eine Glocke in Barwies (Mieming) aus dem Jahr 1617 weist eine Stifterinschrift von Karl von Burgau, dem Sohn Erzherzog Ferdinands II. von Tirol, auf (Kat.-Nr. 81). Die landesfürstliche Herrschaft lässt sich im epigraphischen Material also vor allem an drei Typen von Orten fassen: An der landesfürstlichen Grablege in Stams, die auch die reichsten Stiftungen der Landesfürsten auf sich vereinen konnte, an den strategisch wichtigen Punkten des Landes, namentlich der Ehrenberger Klause als Grenzfestung, und an der wichtigsten Verkehrsrouten des Oberlands, wo eine repräsentative Inschrift der epigraphischen Erinnerung an die landesfürstlichen Infrastrukturprojekte des 16. Jahrhunderts die größtmögliche Öffentlichkeit sicherte.

Der Tiroler Adel lässt sich zunächst vor allem im Umfeld der landesfürstlichen Grablege nachweisen. So gehören Inschriften der Milser, Ebener und Rubeiner zu den älteren Stamser Inschriften. Später folgten jüngere Geschlechter, die vor allem um 1400 den älteren Familien Konkurrenz machten. Zu diesen gehören etwa die Freiburger, aber auch rittermäßige bzw. niederadelige, im Umfeld von Nordtirols Städten aufgestiegene Bürger wie Mitglieder der Familie Steinhauser, die als Salzmaier in Hall zu einiger Bedeutung gelangten. Ohne eine Familiengrablege im Stift zu besitzen, lassen sich auch einzelne im landesfürstlichen Dienst ausgezeichnete Adelige durch ihr Grabmonument in Stams nachweisen, wie etwa Herzog Simon von Teck oder Sigmund von Neydeck, der Mundschenk Maximilians I. Auch die Familien landfremder Adelige, die Tirol besuchten und hier (etwa im Exil) starben, traten als Stifter von Grabmonumenten in Stams auf, wie es etwa im Falle von Johann Fugger 1633 geschah⁷⁷.

Außerhalb von Stift Stams kennen wir nur relativ wenige epigraphische Denkmäler des landständischen Adels oder des reichen Bürgertums, was wohl durch die wenig einträglichen Herrschaften und die Absenz größerer Städte bedingt ist. Lediglich auf den Burgen des Oberlands und vereinzelt auch im Bestand verschiedener Pfarrkirchen lässt sich diese Gruppe von Auftraggebern (etwa in Form von beschrifteten Bildfenstern⁷⁸) deutlicher fassen.

Dass der Adel im Oberland durch die Wahrnehmung des Kirchenpatronats durchaus weitgehend präsent war, zeigen etwa die Taufsteine in zahlreichen Pfarrkirchen⁷⁹. Insbesondere jene des frühen 16. Jahrhunderts wurden von den einflussreichen adeligen Geschlechtern gestiftet, die dort auch ihre Wappen einmeißeln ließen. Unter diesen Familien finden sich beispielsweise die Wolkensteiner, die ansonsten in den Inschriften des Oberlands kaum greifbar werden. Allerdings lassen sich auf den Taufsteinen auch besonders früh bereits Stifter greifen, die nicht dem Adel

⁷⁶ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.1.

⁷⁷ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.1.

⁷⁸ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.6.

⁷⁹ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.3.1.

angehörten, wie der Fall des in den Quellen nicht näher greifbaren, aber offenbar nicht-adeligen Hans Walzl um 1403 in Serfaus zeigt (Kat.-Nr. 124).

Dort, wo adelige Familien auch über feste Ansitze verfügten, stoßen wir auch vermehrt auf entsprechenden epigraphischen Niederschlag. So sind die Herren von Hoheneck in Vils mehrfach präsent, und nicht zuletzt deren Grabplatten in der Pfarrkirche erinnern an die ehemalige Familiengrablege in der Kirche⁸⁰. Auch die Schrofensteiner Grablege in Landeck hat in der dortigen Pfarrkirche ihre Spuren hinterlassen, und weiters ist die Familie Ifan hier als Stifter zu belegen⁸¹. Als Auftraggeber treten die an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert bei Landeck reich begüterten Schrofensteiner auch im Falle des ehemaligen Altars der Burgkapelle Landeck auf, der heute im Meraner Stadtmuseum aufbewahrt wird (Kat.-Nr. 174).

Auf den Burgen selbst haben sich inschriftliche Spuren mehrerer adeliger Geschlechter erhalten, wenngleich nur mehr wenige epigraphische Denkmäler vor Ort so eindringlich der jeweiligen adeligen Familie gedenken wie im Falle der Mülinen eine Bauinschrift auf Burg Berneck im Oberen Gericht (Kat.-Nr. 128). Von der Ausstattung der Oberländer Herren- und Rittersitze haben sich auch noch museal zahlreiche Reste erhalten. So verweisen die heute im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum aufbewahrten Wappenscheiben aus der Ruine Sigmundseck und der Rieder Pfarrkirche auf das Geschlecht der Wehinger (Kat.-Nrr. 172, 176 und 188f.). Aus dem Rieder Bestand stammen auch die vom königlichen Zeugmeister Hans Ott von Achterdingen und seiner Frau gestifteten Bildfenster (Kat.-Nr. 178f.). Zu den zahlreichen erhaltenen Glasgemälden adeliger Stifter gehören schließlich auch die vier Bildfenster aus dem 16. Jahrhundert in der Pfarrkirche von Haiming, die Mitglieder der Familie Frundsberg als Pfleger der nahegelegenen Burg Petersberg stifteten (Kat.-Nrr. 45 und 50). Aus Finstermünz haben sich Scheiben der Familie Gräfinger von 1608 erhalten (Kat.-Nr. 234f.); die Wappengrabplatte eines Mitglieds dieser Familie von 1598 befindet sich im nicht weit entfernten Nauders (Kat.-Nr. 222). Einzelne Grabplatten haben auch die Familien Spaur in Ried (Franz von Spaur, gest. 1551; Kat.-Nr. 190) und Colaus in Tarrenz (Georg von Colaus, kaiserlicher Rat und Pfleger zu Starckenberg, gest. 1556; Kat.-Nr. 53) hinterlassen.

In den Inschriften der Grabdenkmäler stößt man, wie eben bereits angedeutet, auf die Familien der Pfleger der Oberländer Herrschaften, wie dies bei der Grabplatte der Margarethe von Weichs in Imst von 1494 (Kat.-Nr. 29) oder den Grabdenkmälern des Leonhard Gienger von 1588 in der Landecker Pfarrkirche der Fall ist (Kat.-Nrr. 210f.). Hier wird an der Wende zum 17. Jahrhundert der Übergang vom Niederadel zu jenen Familien des Oberlands, die durch die lukrative Tätigkeit als Gastwirte und Salzfaktoren reich geworden sind, zunehmend fließend, wie etwa das Grabdenkmal der Familie Zeiler von 1628 in Breitenwang zeigt (Kat.-Nr. 333).

Eine durchaus rege Stiftungstätigkeit ging auch vom Oberländer Klerus aus. Zur Überlieferung in Stams wurde ja bereits angemerkt, dass sich im Umfeld der Zisterze nur wenige Grabdenkmäler der Mönche erhalten haben⁸². Allerdings treten die Konventualen mitunter als Stifter von Kunstwerken hervor, wie dies etwa bei den „Defensoriums“-Tafeln von einem Mitglied des Stamser Konvents aus der Haller Bürgerfamilie Heuberger der Fall ist (Kat.-Nr. 17). Ein im Stiftsmuseum aufbewahrtes Bergkristallkreuz von 1595 stiftete hingegen ein auswärtiger Ordensmann unbekannter Herkunft (Kat.-Nr. 66). Der heute in der Kapelle von Windfang aufgestellte Altar von 1608 gehörte ursprünglich vielleicht zur Ausstattung der Privatkapelle von Abt Melchior Jäger (Kat.-Nr. 77†). Auch außerhalb des Klosters lässt sich mit der neuerlichen Blüte der Zisterze im 17. Jahrhundert eine zunehmende Stiftertätigkeit der Stamser Äbte feststellen: So stiftete 1633 Abt Paul Gay für die Kapelle Larchet in Haiming einen neuen Altar (Kat.-Nr. 94).

Als Stifter treten auch Weltpriester wie Pfarrer vereinzelt auf, was sich etwa für einen Altar in der Leonhardskapelle in Nauders von 1651 belegen lässt (Kat.-Nr. 258). Nur selten sind im Oberland dagegen Grabdenkmäler von Klerikern greifbar. Im Bezirk Reutte gibt es einige wenige Beispiele, so etwa das kopiaal überlieferte Grabdenkmal des Pfarrers Hans Wörz von 1519 in Breitenwang (Kat.-Nr. 296†) oder die bei der Öffnung der barocken Gruftanlage der Vilsener Pfarrkirche zum Vorschein gekommenen zwei Grabplatten eines Vilsener Pfarrers und eines Priesters aus Vils, die beide aus demselben Jahr 1523 stammen (Kat.-Nr. 298f.).

Die nicht selten ökonomisch konsolidierte Stellung von Gastwirten, Bauern und Handwerkern entlang des Oberen Wegs schlägt sich im epigraphischen Bestand am Ausgang des Mittelalters

⁸⁰ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.4.

⁸¹ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.2.

⁸² Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.1.

und mehr noch in der Frühen Neuzeit eindrücklich nieder. Als eine Besonderheit der Tiroler Inschriftenlandschaft können die reich bemalten Hausfassaden gelten, die seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts an vielen Orten im Oberland entstanden⁸³. Gerade hier wird die Bedeutung nicht-adeliger Stiftertätigkeit für die Tiroler Epigraphik deutlich. Beispiele hierfür sind die Fassaden des Gasthauses Stern und des Stecherhauses in Oetz (Kat.-Nrr. 60 und 75), des Platzhauses in Wenns (Kat.-Nr. 61), des Gasthofs Rose bzw. des heutigen Gemeindehauses in Ladis (Kat.-Nr. 216f.), des Stockerhauses in Ladis (Kat.-Nr. 191 und 252) und des Hauses Niederhof Nr. 119 in Kappl (Kat.-Nr. 250). Mit dem Richteramt der Hausbesitzer verbinden sich die Fassadenmalereien am Haus Maisengasse 2 in Landeck (Kat.-Nr. 193) und der Wappenzyklus im Richterhaus von Pfunds-Stuben (Kat.-Nr. 273). Auch hochspezialisierte Handwerker konnten im Oberland zu großem Reichtum kommen, den sie durch reiche Fassadenmalereien an ihrem Haus auch weithin sichtbar zeigen wollten, wie es das Beispiel des Grassmayrhauses in Habichen, des Stammhauses der bekanntesten Tiroler Glockengießfamilie, belegt (Kat.-Nrr. 91 und 95).

Zu den im späten 16. und 17. Jahrhundert etwa durch das Richteramt aufsteigenden Familien gehören auch die Payr, die nicht nur im Personenkreis der Malereien des Richterhauses von Pfunds-Stuben auftauchen, sondern auch ein Motivbild in der Totenkapelle von Prutz aus dem Jahr 1586 anfertigen ließen (Kat.-Nr. 209), sowie die in Landeck tätigen Weinzirl, die sich in mehreren Stifterinschriften für die dortige Burschlkirche um die Mitte des 17. Jahrhunderts greifen lassen (Kat.-Nrr. 272 und 274).

Die günstigste finanzielle Situation nicht-adeliger Funktionsträger und Privatpersonen belegen zahlreiche Inschriften an deren Häusern, wie sie sich über Fenstern, an Dachbalken oder über Türen erhalten haben oder wenigstens belegen lassen (etwa Kat.-Nrr. 76, 83, 86† und 91). Auch auf Truhen und Türrahmen haben sich seit dem 16. Jahrhundert reiche Bauern und Wirte in der Innenausstattung ihrer Häuser verewigt (etwa Kat.-Nrr. 67 und 69). Mitunter ist jedoch die genaue Provenienz der heute überwiegend musealisierten Stücke nicht mehr zu eruieren⁸⁴.

Im epigraphischen Bestand lassen sich immer wieder Handwerker und Künstler nicht nur in ihren Signaturen, sondern auch als Stifter festmachen. So verewigte sich etwa der Maurer Christian Keil aus Umhausen in der von ihm gestifteten Filialkirche Hl. Dreifaltigkeit am Kropfbühel in Längenfeld (Kat.-Nr. 114). Ein ähnlicher Fall liegt vielleicht in der Ölbergkapelle am Kalvarienberg in Rietz von 1660/61 vor (Kat.-Nr. 115). Als Stifter von Kirchenbauten stoßen wir im Fall der Rochuskapelle in Biberwier auch wieder auf einen Wirt und einen Richter (Kat.-Nr. 321). Vom ständischen Bewusstsein der Tiroler Handwerker zeugt auch eine Zunftscheibe der Zimmerleute aus der Zeit um 1600, die wohl aus dem Gebiet von Ehrenberg stammt (Kat.-Nr. 316). In der Beischrift zu einer gemalten Heiligenfigur in St. Vigil in Obsaurs bezeichnet sich der Stifter des früheren 17. Jahrhunderts dezidiert als *miller khnecht* (Kat.-Nr. 241). Keinen Handwerker, sondern den Bauverwalter darf man dagegen in dem zu 1437 genannten Baumeister (*buwemaister*) Peter Koffel auf Burg Berneck sehen (Kat.-Nr. 129).

Nur auf den ersten Blick scheinen die Schreiber der zahlreichen in diese Edition aufgenommenen Graffiti aus weniger privilegierten sozialen Schichten zu stammen; sie rekrutieren sich tatsächlich aus verschiedenen Gruppen. Zwar ist das nicht nur im Tiroler Oberland (etwa Kat.-Nr. 127), sondern auch an anderen Inschriftenstandorten in Tirol mehrfach nachgewiesene Standard-Formular eines Anwesenheitsvermerks, *Hic fuit*, nicht wesentlich von dem heutigen „Here was“ zu unterscheiden; doch bereits die Überlegung, dass das Schreiben in Spätmittelalter und früher Neuzeit nur einer relativ kleinen Gruppe entsprechend gebildeter Personen möglich war, entlarvt diese Parallelisierung als zu kurz gegriffen. Schon der einfache Umstand, dass sich praktisch keine Frauen als Schreiberinnen spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Graffiti in Tirol greifen lassen⁸⁵, zeigt die soziale Selektion innerhalb der Inschriftenschreiber. Wenn 1515 in der Kapelle St. Georgen ob Tösens auch ein *Ioannes de Sancto gallo* seinen Namenszug schreibt, so verrät dies zudem seine wenigstens rudimentären lateinischen Sprachkenntnisse (Kat.-Nr. 157). Allerdings kommt das Phänomen der Graffiti erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Tirol auf, was durchaus mit der Erweiterung jenes Kreises von Laien zusammenhängen muss, der das Lesen und Schreiben beherrscht. Dabei stoßen wir jedoch auf das Problem, dass die oft sehr kurz gehaltenen Graffiti nur selten Aussagen über die geographische Herkunft und den sozialen Hintergrund der Schreiber ermöglichen. Wo dies gelingt, handelt es sich zumeist um Angehöri-

⁸³ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.4.3.

⁸⁴ Vgl. zu dieser Problematik ausführlicher Einleitung Kap. 8.

⁸⁵ Vgl. dazu SCHMITZ-ESSER, Graffiti 119, sowie die Graffiti der vorliegenden Edition.

ge städtischer Ober- und Mittelschichten. Der Vergleich mit den epigraphischen Befunden in anderen Regionen Nordtirols unterstreicht diese Annahme: So findet sich in Frundsberg bei Schwaz ein *Sigis(mund) Sultzperger Jur(is) Doct(or)*, in Inschriften aus Hall in Tirol stoßen wir auf zahlreiche Handwerker, Pfarrherren und Bürger, sowie auf Adelige aus durchaus namhaften Geschlechtern⁸⁶. Auch die Graffiti des Tiroler Oberlandes lassen sich in dieses Bild einreihen: So finden sich etwa in der Kapelle am Fernstein die mit Rötelstift gezeichneten Wappen der Gräfinger und Altspaur, deren Geschlechternamen ebenfalls mit Rötel ergänzt wurden (Kat.-Nr. 49). In der Burg Berneck lässt sich dagegen der Serfauser Pfarrer Anton Gachter festmachen, der sich hier 1578 verewigte (Kat.-Nr. 204), und 1625 nennt sich in der Rochus-Kapelle in Biberwier ein Hans Leutl von *Jnnsprugg, der zeiten des Ernbergischen Gerichtschreiber* (Kat.-Nr. 329). Unter den Schreibern der Graffiti dürfen wir auch die Wohltäter einzelner Kapellen und Kirchen annehmen, wie ein Eintrag in der Leonhardskapelle von Nauders zu belegen scheint: *Jch, Josef Jäger, als stiftter dißes Gotshauß, 1609 Jars* (Kat.-Nr. 221).

Immer wieder dokumentieren die Oberländer Graffiti die Herkunft der Schreiber aus der unmittelbaren Umgebung des Inschriftenstandortes: So können wir in der Nauderer Leonhardskapelle etwa einen Jakob Pach aus Mals sowie einen Hans Brenner aus Stams ausmachen (Kat.-Nr. 221). Doch neben den Einheimischen begegnen auch Pilger, die einen Gutteil der Graffiti anbrachten: So scheint eine Gruppe von Pilgern aus Cambrai ihre Spuren in der Fernstein-Kapelle hinterlassen zu haben; ihr Reiseziel stellten sie in Form eines mit einem Pilgerstab gekreuzten Schlüssels (Rom) und eines Wappenschildes mit dem Jerusalemkreuz dar (Kat.-Nr. 51). Ähnlich verhält es sich mit manchen Graffiti-Schreibern in St. Vigil in Obsaurs, die aufgrund der frommen Sprüche recht eindeutig als Pilger auszumachen sind⁸⁷; auch hier finden sich Kreuze und Stäbe bei den Graffiti (Kat.-Nr. 196). Unter den explizit genannten Herkunftsorten von Graffiti-Schreibern finden sich beispielsweise auch Freising und St. Gallen (Kat.-Nrr. 40 und 157), doch kann in diesen Fällen der Reisezweck des Pilgers nur unterstellt werden. Die soziale Stellung dieser Pilger lässt sich nur schwer abschätzen, aber wahrscheinlich handelt es sich den Namensnennungen zufolge nicht um Adelige.

Besonders aufschlussreich werden die Namensnennungen der Graffiti-Schreiber dagegen dann, wenn die Person des Schreibenden besser greifbar wird. Dies gelingt im Oberland etwa in Nauders, wo ein *Joannes de Bamberga* für 1515 zu fassen ist; die in der Nähe des Namens angebrachte und auf 1515 datierte Inschrift mit dem aristotelischen *Ens mobile* legt eine Identifizierung mit dem Franziskaner Johannes von Bamberg nahe (Kat.-Nr. 161). Bedenkt man die Anziehungskraft Italiens und gerade Roms für die gebildete Elite nördlich der Alpen an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, kann es freilich nur wenig überraschen, dass wir in den Graffiti Tirols einen weiteren Anhaltspunkt für den intellektuellen Nord-Süd-Transfer der Humanisten vorfinden.

4. DIE NICHT-ORIGINALE ÜBERLIEFERUNG DER INSCRIFTEN

Wie bereits aus der statistischen Aufstellung zur Verteilung der Inschriften des Tiroler Oberlands hervorgeht, hat die kopiale Überlieferung mit rund 18% am gesamten Inschriftenbestand einen relativ kleinen Anteil. Überraschenderweise handelt es sich bei den kopialem Überlieferten Katalognummern – mit Ausnahme von vier aus der Gründungszeit der Zisterze Stams stammenden Inschriften – durchaus nicht um die ältesten Inskriptionen des Bestands. Vielmehr verdichtet sich die kopiale Überlieferung – parallel zur Anzahl erhaltener Inschriften – erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Tab. 1, 2a). Dies mag damit zusammenhängen, dass im Zuge der spätgotischen Umgestaltungen der Tiroler Pfarrkirchen ältere Inschriften bereits verloren gegangen waren, bevor unsere kopiale Überlieferung mit dem frühneuzeitlichen Geschichtsinteresse überhaupt einsetzte.

Bevor wir uns näher mit den handschriftlichen Quellen der Überlieferung und den einschlägigen Druckwerken vor allem des 19. Jahrhunderts beschäftigen, sei auf die besondere Bedeutung der jüngeren und jüngsten kopialem Überlieferung hingewiesen. Gerade die großangelegten Fotoarchive Tirols haben nicht selten einen Zustand der Inschriften festgehalten, der sich dem heutigen Betrachter aufgrund rezenter Schäden gar nicht mehr erschließt. Insbesondere das Fotoarchiv des Bundesdenkmalamtes, Landeskonservatorat für Tirol, in Innsbruck dokumentiert

⁸⁶ SCHMITZ-ESSER, Herrschaftsrepräsentation 76; DERS., Gästebuch 105, und DERS., Graffiti.

⁸⁷ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.5.

häufig den Zustand von Wandmalereien kurz nach deren Freilegung. Als besonders drastisches Beispiel kann dabei die Wallfahrtskirche von Pfunds-Stuben genannt werden, wo sich die Inschriften einer Wandmalerei mit der Ölbergsszene überhaupt nur mehr am entsprechenden Foto des BDA lesen ließen, vor Ort aber bereits praktisch gänzlich verloren sind (Kat.-Nr. 148).

Einen besonders wertvollen Quellenbestand stellen auch die Aufnahmen der im Zweiten Weltkrieg abgenommenen Glocken dar, deren Überlieferung in dieser fotografischen Form auch einige Unterlagen mit Abpausungen von Ornamenten und Inschriftendetails der Glocken im Bestand des BDA ergänzen. Dadurch gelang es auch, eine bislang unberücksichtigte, nicht mehr erhaltene Glocke aus Wengs der Gießerei Heinrich Reinharts zuzuordnen (Kat.-Nr. 70†).

Die Fotos des ambitionierten Tiroler Kunstkatasters eigneten sich hingegen in der Regel nur bedingt für die epigraphische Arbeit, da sie aufgrund des kunsthistorischen Blickwinkels oftmals nicht auf die Inschriften, sondern vorrangig auf deren Träger fokussieren.

4.1. Handschriftliche Überlieferung

Wesentliche Teile der Tiroler Inschriftenlandschaft lassen sich nur mehr aus jenen historiographischen Werken erhellen, die seit der frühen Neuzeit ihre Aufmerksamkeit zunehmend auf die Landesgeschichte – und damit auch auf die erhaltenen Inschriften – lenkten. Für das Oberland stellt die kopiale Überlieferung aus Stift Sams zwar den umfangreichsten zusammenhängenden Bestand heute verlorener Inschriften dar, doch zeigt die Aufschlüsselung der kopialem Überlieferung rasch, dass es sich dabei durchaus nicht um die einzige nennenswerte Überlieferung für das Bearbeitungsgebiet handelt (vgl. Tab. 1). Dabei gilt es auch zu bedenken, dass – anders als im restlichen Oberland – in Sams zahlreiche Inschriften(träger) abschriftlich und abbildlich überliefert sind, die vor Ort, bisweilen beschädigt, noch im Original erhalten geblieben sind.

Der Aufschwung des Stiftes Sams nach der Krise des 16. Jahrhunderts führte, wie oben geschildert, nicht nur zu baulichen Veränderungen und damit einhergehenden Verlusten älterer Inschriften⁸⁸, sondern auch zur Ausbildung einer eigenständigen Haushistoriographie der Zisterze. Vor allem Abt Paul II. Gay und sein 1646 verstorbener Stiftsarchivar P. Wolfgang Lebersorg stellten mit ihren Stiftschroniken nicht nur zentrale Quellen zur Klostergeschichte zusammen, sondern nahmen auch immer wieder auf die Inschriften des Stiftes direkt Bezug⁸⁹. Für die Epigraphik von noch größerer Bedeutung sind die im 18. Jahrhundert von Kassian Primisser verfassten „Annales Samsenses“ samt ihren „Additiones“ und dem zugehörigen „Index“⁹⁰. Diese Handschriften, neben denen auch noch Primissers Jugendwerk, die auf die landesfürstliche Grablege in Sams fokussierte „Uralte Grabstatt“, zu nennen ist⁹¹, erweitern unsere Kenntnis der Stamser Epigraphik erheblich. Eine (wenngleich für das 18. und frühe 19. Jahrhundert nicht völlig parallelenlose⁹²) Besonderheit der Stamser Überlieferung hängt ebenfalls mit Primissers Wirken im Stift zusammen: Er erkannte die besonderen künstlerischen Fähigkeiten eines Stamser Schülers namens Josef Schöpf, der später als Maler in Tirol Karriere machen sollte. Primisser beauftragte den erst etwa zehnjährigen Jungen um 1756 mit einer zeichnerischen Dokumentation der Stamser Grabdenkmäler⁹³. Diese im Stamser Stiftsarchiv aufbewahrten lavierten Federzeichnungen, von Primisser mit Standortangaben und knappen biographischen Notizen versehen und von Abt Augustin III. Handle (reg. 1820–1839) bisweilen mit Anmerkungen ergänzt, erlauben uns, die Veränderungen im Erhaltungszustand der Grabdenkmäler seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nachzuvollziehen. Nicht selten ist ein rasanter Verfall der Stamser Grabdenkmäler im 19. und 20. Jahrhundert zu konstatieren: Jene Grabdenkmäler, die die Barockisierung des Stiftes unbeschadet überlebten, sind in den letzten zweihundert Jahren oftmals wesentlich schwerer be-

⁸⁸ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.1.

⁸⁹ LEBERSORG, Chronik und GAY, Historia, Stiftsarchiv Sams MS A1 und MS C9; vgl. knapp SCHMITZ-ESSER, Stift Sams 211.

⁹⁰ PRIMISSER, Annales; DERS., Additiones und DERS., Index. Vgl. auch knapp SCHMITZ-ESSER, Stift Sams 211.

⁹¹ PRIMISSER, Grabstatt, Stiftsarchiv Sams MS E 32.

⁹² Künstlerische Reproduktionen alter Grabdenkmäler waren vom Barock bis zur Romantik im kirchlichen Bereich durchaus „en vogue“. So entstand etwa in Freising in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein ausführlicher, gezeichneter Katalog der Grabdenkmäler von der Hand des Malers Ignaz Alois Frey; vgl. dazu GLASER, Grabsteinbuch.

⁹³ Stiftsarchiv Sams, G VIIa n. 16 und n. 17. Vgl. dazu KRALL, Josef Schöpf 120–122; knapp SCHMITZ-ESSER, Stift Sams 211.

schädigt worden als in den dreihundert Jahren zuvor. Beispiele hierfür sind die Grabplatte des Herzogs Simon von Teck, deren untere Hälfte seit der Zeichnung Schöpfs einfach abgeschnitten wurde und verloren ging (Kat.-Nr. 8), oder das Grabdenkmal des Heinrich von Gachnang zu Meisberg in der Vorhalle der Stiftskirche, dessen Wappenrelief am aktuellen Standort extremen Feuchtigkeitswirkungen ausgesetzt war (Kat.-Nr. 16). Somit lassen Schöpfs Zeichnungen oftmals nicht nur die Erweiterung des Katalogs um kopiales überliefertes, verlorene Inschriften, sondern auch die Ergänzung erhaltener Grabplatten um wesentliche Teile ihres Formulars zu. Doch stellt sich auch die Frage, wie getreu die Zeichnungen des jungen Malers den tatsächlichen Zustand des 18. Jahrhunderts wiedergeben. Da sich ein großer Teil der von ihm gezeichneten Inschriften zugleich im Original erhalten hat, kann man die Genauigkeit des Zeichners gut überprüfen. Ein Vergleich ergibt, dass Schöpf eine durchaus verlässliche Quelle darstellt. Gerade die Texte der Inschriften sind, von einigen wenigen Verschreibungen oder Fehlesungen abgesehen, recht gewissenhaft abgezeichnet worden; epigraphischen Details wie etwa den unterschiedlichen Trenn- und Füllzeichen schenkte Schöpf hingegen weniger Aufmerksamkeit.

Über den engeren Raum des Stiftes Stams greift eine weitere handschriftliche Inschriften-Sylloge hinaus, die „*Monumenta in variis ecclesiis diocesis Brixienensis*“ des Josef Resch, die im 18. Jahrhundert entstand und heute in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum aufbewahrt wird⁹⁴. Dabei handelt es sich um eine Sammlung bedeutender (Grab-)Denkmäler im gesamten Gebiet der historischen Diözese Brixen, wobei Resch besonderes Augenmerk auf die Inschriften legt und auch oftmals Zeichnungen der entsprechenden Monumente liefert. Reschs Werk ist vor allem deshalb interessant, weil er sich keineswegs nur auf einige wenige große Pfarrkirchen oder Stifte beschränkt, sondern durchaus auch kleinere Kirchen mit ihren Monumenten berücksichtigt. Dass er dabei nicht auf Vollständigkeit achtete, macht sein Werk für die epigraphische Forschung in Tirol nicht weniger unverzichtbar. Allerdings folgt Resch dem epigraphischen Befund relativ frei, was man beim Vergleich der original erhaltenen mit den bei Resch beschriebenen Inschriften feststellen kann (etwa anhand der Grabplatte der Anna von Grienenstein in Untermieming oder der Grabdenkmäler des Oswald von Schrofenstein in Landeck; vgl. Kat.-Nrr. 46 und 140–142). So ignoriert Resch Trennzeichen fast vollständig, kümmert sich wenig um die genaue Schreibung der Worte und hat das Formular oftmals auch mehr ergänzt als gelesen, so dass ungewöhnliche Formulierungen der Vorlage in seiner Transkription einfach weggelassen können. Es ist also Vorsicht geboten, wenn Resch als einzige kopiales Quelle zur Verfügung steht.

Neben diesen bedeutenden Zusammenstellungen gibt es auch noch eine Reihe anderer Handschriften, die sich mit geringerem Ertrag für die epigraphische Forschung heranziehen lassen. Unter den Stamser Archivalien sind neben den genannten Werken noch zwei Handschriften von Bedeutung zu nennen. Zum einen handelt es sich um eine in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datierende Pergamenthandschrift⁹⁵, die eine Auflistung der Reliquien der einzelnen romanischen Altäre beinhaltet und deren Kenntnis für die Rekonstruktion der Stamser Weiheinschrift (Kat.-Nr. 2) unverzichtbar war, auch wenn hier der Text der Inschrift nicht direkt überliefert wird. Die weiteren hier überlieferten Reliquienkataloge lassen den Epigraphiker mit dem Gedanken spielen, ob nicht einstmals weitere entsprechende Weiheinschriften in der Kirche vorhanden gewesen sein könnten, und ob der Stamser Codex nicht mittelbar einen Zugang zu deren Inhalt vermittelt; alleine, es ließen sich keine weiteren Belege solcher Inschriften finden, die dann spätestens die Barockisierung der Stiftskirche im 17. Jahrhundert zerstört haben müsste.

In die Zeit vor der Barockisierung erlaubt auch eine ebenfalls im Stiftsarchiv aufbewahrte Abschrift des Epitaphs für Erzherzog Sigmund (Kat.-Nr. 31†) aus dem 16. Jahrhundert einen Einblick⁹⁶. Auch die Historiographie anderer Klöster wirft mitunter Licht auf das heute verlorene epigraphische Erbe der Zisterze Stams, wie die älteste Überlieferung der Grabinschrift Meinhards II. in den verschiedenen Versionen des „*Liber certarum historiarum*“ des Johannes von Viktring aus dem 14. Jahrhundert belegt (Kat.-Nr. 7†).

In der Tiroler Landesgeschichtsschreibung finden sich nur verhältnismäßig wenige Rekurse auf Inschriften des Oberlands, und sie beziehen sich ausschließlich auf Inschriften aus Stift Stams; alle hier überlieferten Inschriften stammen zudem von Grabdenkmälern der Landesfürsten oder von Personen aus deren Umfeld. Dies gilt ebenso für die „*Res Tyrolenses*“ des Christoph Wilhelm

⁹⁴ RESCH, *Monumenta*. Entstanden vor 1782. Hs. in der Bibliothek des TLMF, FB 14.101.

⁹⁵ Stiftsarchiv Stams G VIa n. 1.

⁹⁶ Stiftsarchiv Stams G VIIa n. 2.

Putsch aus der Zeit um 1550/70⁹⁷ wie für die in dieser Beziehung wohl von Putsch abhängige „Ausfierliche Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Tyrol“ von Matthias Burgklechner, entstanden um 1642⁹⁸. So referiert Putsch die Grabinschriften Graf Alberts III. und Meinhards II. von Görz-Tirol, des Simon von Teck und Erzherzog Sigmunds, Burgklechner jene Graf Alberts, Meinhards und Herzog Simons (Kat.-Nrr. 3†, 7†, 8 und 31†). Nicht selten bietet Putsch jedoch die älteste Überlieferung der jeweiligen Inschrift. Erst die Archivalien des Kupferstichkabinetts und des Sächsischen Hauptstaatsarchivs in Dresden ermöglichten eine Bearbeitung und Beurteilung der Grabinschriften für den 1533 in Stams beigesetzten Herzog Severin von Sachsen, wenngleich sich auch hier die älteste Überlieferung bei Putsch finden ließ (Kat.-Nr. 58†).

Eine singuläre Überlieferung – es ist bereits angesprochen worden⁹⁹ – besteht für die Stadt Vils. Infolge der historischen Verbundenheit der Herren von Hoheneck mit dem Ort wurde Vils in der von Johann Georg Adam und Johann Georg Brix von Hoheneck verfassten, heute im Niederösterreichischen Landesarchiv aufbewahrten Handschrift mit einer Sammlung von überwiegend ober- und niederösterreichischen „Monumenta, Epitaphien und Grabinschriften“ berücksichtigt¹⁰⁰. Hierin finden sich nicht nur drei erhaltene Grabplatten der Hoheneck aus der Vilser Pfarrkirche (Kat.-Nrr. 304, 308 und 334), sondern auch drei nur hier kopia! überlieferte Inschriften aus der Pfarrkirche bzw. Stadt Vils (Kat.-Nrr. 305†, 317† und 318†).

Leider sind die Angaben zu Grabdenkmälern in den „Genealogien des tyrolischen Adels“ des 1848 verstorbenen Brixner Domherren Stephan von Mayrhofen¹⁰¹ zur Berücksichtigung im Katalog nicht erschöpfend genug, weshalb hier nur kurz auf ihren potentiellen Wert für die epigraphische Forschung hingewiesen sei. Bei einer genauen Durchsicht des Werkes kann man nicht übersehen, dass die genealogischen Angaben Mayrhofens so häufig auf Daten aus Grabinschriften rekurrieren, dass man in der Tiroler Epigraphik wohl eine seiner Hauptquellen ausmachen kann. Diese Beobachtung warnt zum einen vor einem Zirkelschluss in der Personenbeschreibung des Katalogteils dieses Bandes, wird man die jeweilige Person in der Genealogie Mayrhofens doch vielleicht gerade deshalb entsprechend beschrieben finden, da er die untersuchte epigraphische Quelle selbst kannte und verwertete. In diesem Fall ließe das Werk Mayrhofens zwar keine weiteren Aufschlüsse zur Personengeschichte zu; andererseits wäre man dann als Epigraphiker versucht, aus seinen anderen Notizen umgekehrt Rückschlüsse auf verlorene Inschriften zu ziehen. Da Mayrhofen dafür jedoch an keiner Stelle (zumindest für den Untersuchungsraum des Tiroler Oberlandes) konkret genug wird, wurden solche Rückschlüsse in der vorliegenden Edition unterlassen¹⁰².

4.2. Überlieferung in Druckwerken

Die Überlieferung kopia!er Inschriften in Druckwerken lässt sich deutlich kürzer umreißen; sie spielt nur bei einigen wenigen Katalognummern eine wichtige Rolle. In erster Linie sind heute verlorene Inschriften des Tiroler Oberlands in Druckwerken enthalten, die vor den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts erschienen sind; hier lassen sich verlorene Grabdenkmäler, vor allem aber ältere Glockeninschriften noch vereinzelt greifen. Den ersten Rang unter diesen Werken nimmt dabei die „Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diözese Brixen“ von Georg Tinkhauser und Ludwig Rapp ein, deren dritter bis fünfter Band Teile des Tiroler Oberlands beschreiben. Diese Bände erschienen zwischen 1886 und 1891, also vor den Zerstörungen der Weltkriege. Allerdings schwankt die Qualität in der Genauigkeit der Aufnahme von Kunstdenkmälern stark von Pfarre zu Pfarre, so dass man kein wirklich einheitliches Bild der Überlieferungsqualität der hier beschriebenen Inschriften zeichnen kann. In einigen Fällen bedingte

⁹⁷ PUTSCH, Res Tyrolenses, Universitätsbibliothek Innsbruck Cod. 825 und DERS., Rerum Tyrolensium Continuatio, Universitätsbibliothek Innsbruck Cod. 826.

⁹⁸ BURGKLECHNER, Beschreibung, Universitätsbibliothek Innsbruck Cod. 805 (eine weitere Abschrift Cod. 820).

⁹⁹ Vgl. dazu Einleitung Kap. 2.1.4.

¹⁰⁰ HOHENECK, Monumenta, NÖLA, Hs. 428.

¹⁰¹ MAYRHOFEN, Genealogien, 7 Bde.

¹⁰² Die intensive Beschäftigung Mayrhofens mit den erhaltenen Grabplatten Tirols und auch mit deren kopia!er Überlieferung bezeugen seine „Addidamenta [!] ad Monumenta Brixinensia Josephi Reschii“, die er um 1820 verfasste, und die sich heute in der Bibliothek des Diözesanmuseums Brixen (Sign. VII. E. 12) befinden.

die Lückenhaftigkeit der Angaben auch den Ausschluss entsprechender Belege aus dem Katalog¹⁰³. Es bleibt jedoch die Feststellung, dass nicht selten epigraphisches Material nur mehr bei Tinkhauser/Rapp überliefert ist.

Die Grabdenkmäler der Familie Freiberg in Stams überliefert auch die Goldene Chronik von Hohenschwangau aus dem Jahr 1842, doch beruhen diese Reproduktionen auf den Zeichnungen Josef Schöpfs, gegenüber denen sie also keinen Mehrerwerb bringen¹⁰⁴.

In der Edition mussten immer wieder Glockeninschriften nach der Überlieferung im kampa-nologischen Standardwerk von Weissenböck und Pfundner abgedruckt werden, da die jeweiligen Inschriften der in mitunter unzugänglicher Position im Glockenstuhl befestigten Glocken den beiden Bandbearbeitern auch unter bedeutendem Einsatz nicht immer direkt zugänglich waren¹⁰⁵.

5. DIE SCHRIFTFORMEN

Tab. 3: Chronologische Verteilung der Schriftformen

	vor 1300	1301–1400	1401–1450	1451–1500	1501–1550	1551–1600	1601–1650	1651–1665	Gesamt
Romanische Majuskel	4	–	–	–	–	–	–	–	4
Gotische Majuskel	1	6	2	1	–	–	–	–	10
Gotische Minuskel	–	2	13	30	20	3	4	–	72
Frühhumanistische Kapitalis	–	–	–	2	7	–	–	–	9
Kapitalis	–	–	–	1	5	34	63	4	107
Fraktur	–	–	–	–	7	25	29	2	63
Diverse Schreib-schriften	–	–	1	1	7	13	7	4	33
Minuskelantiqua	–	–	–	–	–	–	11	–	11

5.1. Romanische und Gotische Majuskel

Die dünne älteste inschriftliche Überlieferung des Oberlandes im Original erlaubt keinen stringenten Überblick über die Entwicklung der Formen epigraphischen Schreibens bis weit gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts. Hier können darum nur einzelne markante Denkmäler angesprochen werden.

Die Formen der ältesten Inschriften des Bestandes, der Beischriften zu den Wandmalereien in der Nauderer Leonhardskapelle (Kat.-Nr. 120), erlauben nach inschriftenpaläographischen Kriterien einen Zeitansatz in das erste Viertel des 12. Jahrhunderts. Die noch rein kapitale Buchstaben mit mäßig breiten Strichen zeigende anspruchsvolle Schrift setzt mit einigem Geschick haarfeine, doch breit ausgezogene Serifen an freie Schaft-, Balken- und Bogenenden (s. ausführlicher an der genannten Stelle im Katalog).

Das zweitälteste original erhaltene epigraphische Zeugnis des Oberlandes, die stark verblasste Stamser Weiheinschrift von 1284 ist angesichts der ausgeprägten Flächigkeit der mit Pinsel in braunroter Farbe aufgemalten Inschrift und der fortgeschrittenen Schließung offener Buchstaben sowie der Aufnahme „runder“ (unzialer) Zweitformen neben den „eckigen“ (kapitalen) Grundformen bereits als Gotische Majuskel anzusprechen (s. ausführlicher Kat.-Nr. 2).

Der Stamser „Lasterteller“ aus dem (wohl späten) 13. Jahrhundert zeigt im Gesamtzusammenhang seines eingravierten Dekors teils nur als buchstabenartig zu bezeichnende Zierformen, teils echte Buchstaben aus ungelinker Romanischer Majuskel, die mit Ausnahme eines als pseudounzial anzusprechenden A (sonst breite trapezförmige A) durchwegs noch kapitale Grundformen aufweisen. Die Schließung von C und die Andeutung massiver Flächigkeit bzw. von Bogenschwel-

¹⁰³ Vgl. dazu Einleitung Kap. 8.

¹⁰⁴ HORMAYR-HORTENBURG, Chronik, Anderte Abtheilung Tab. V–VII. Zu den Zeichnungen Schöpfs vgl. Kap. 4.1.

¹⁰⁵ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.2. und 8.

lungen durch eingestellte Linien zeigen jedoch die Perspektiven der Schriftentwicklung hin zur Gotischen Majuskel klar genug auf (s. ausführlicher Kat.-Nr. 6).

Die Gotische Majuskel der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kann im Bearbeitungsgebiet neben einer näherungsweise in diesen Zeitraum zu datierenden Glocke in Lechaschau (Kat.-Nr. 280) v. a. die ins Jahr 1348 zu setzende Grabplatte des Simon von Teck (Kat.-Nr. 8) illustrieren. Die Umschrift der Glocke bildet eine nur mäßig flächige und fast ohne Bogenschwellungen ausgeführte Gotische Majuskel; *A* hat konservative breite Trapezform mit beidseitig überstehendem Deckbalken. Die sorgfältig konzipierte und ausgeführte Umschrift des Steins zeigt bei vorwiegend ebenfalls eher moderater Flächigkeit zweimal pseudounziales *A* mit nur wenig durchgebogenem linken Schrägschaft und links überstehendem Deckbalken, einmal ist der Mittelbalken deutlich rechtsschräg ausgeführt. Kräftige Bogenschwellungen sitzen vor allem im ersten Schriftband an den Bogenlinien von *D*, *O* und *M*, sowie an der Bogenlinie des runden *T* im vierten Schriftband. *C* ist durchwegs mit geradem Haarstrich geschlossen, *M* hat symmetrische unziale Form mit beidseitig nach außen umgebogenen Bogenenden.

Anders als die sehr konservativ gestaltete Figur der monumentalen Christophorus-Wandmalerei an der Pfarrkirche Umhausen (2. V. 14. Jh.; Kat.-Nr. 9) zeigt die zugehörige Inschrift mit ihrer fast durchwegs stark flächigen Gotischen Majuskel aktuelle Formen. Runde (unziale) und eckige (kapitale) Grundformen wechseln einander ab, wobei *N* nur rund wiedergegeben wird. Die besonders am durch einen senkrechten Haarstrich geschlossenen unzialen *E* üppigen Bogenschwellungen führen hier zur Ausbildung von tendenziell querovalen Binnenkonturen. *L* zeigt einen geschwellten, stark durchgebogenen und aufgeworfenen Balken, die keilförmigen Schrägschäfte von *V* bleiben dagegen relativ schlank. Zur Schließung von Buchstaben kommt es außer bei *E* nur selten. So wird auch der Balken des *T* mit moderat ausgezogenen, teils serifenartigen, teils dreieckigen Enden versehen, die nur wenig zur Mittellinie hin reichen.

Die fast durchwegs schlanken Einzelformen einer Gruppe von Beischriften zu Wandmalereien aus der Zeit um 1360 in der Wallfahrtskirche Serfaus (Kat.-Nr. 121f.) zeigen bei relativ starker Ausprägung von Bogenschwellungen Tendenz zur spitzen bzw. dreieckigen Gestaltung von Bogenaußenlinien, wie am besten an den Bögen des symmetrischen unzialen *M*, aber auch am unzialen *E* zu beobachten ist. Das *I* weist durchgehend kräftige Nodi auf. Besonders an der Oberlinie erhalten freie Schaftenden einen haarfeinen, durchgebogenen und so den Schaft in der Längsachse „einschnürenden“ Deckstrich. Die wohl einer anderen Hand zuzuschreibenden übrigen Beischriften in der Kirche (Kat.-Nr. 123; vgl. auch Kat.-Nr. 124) weisen noch drastischer gesteigerte Flächigkeit auf (s. ausführlicher an den genannten Stellen im Katalog).

Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts von Gotischer Minuskel für längere Texte weitgehend abgelöst, bleibt Gotische Majuskel als Auszeichnungsschrift auch im voranschreitenden 15. Jahrhundert noch im Einsatz. In dieser Schriftart sind etwa die Initialen *SPQR* auf dem Fahnentuch eines Soldaten in einer Stamser Kreuzigung aufgemalt (Kat.-Nr. 18). Alle Buchstaben sind betont flächig ausgeführt, *R* ist mit massiven Bogenschwellungen versehen, *S* ist vollständig geschlossen, in den Scheitelpunkten des Bogens des *Q* sitzen zwei kleine Nodi. Auch der Kreuzestitulus einer Wandmalerei auf Burg Berneck von 1437 (Kat.-Nr. 130) ist in dieser Schriftart ausgeführt.

Als Umschrift einer mutmaßlich um 1500 zu datierenden Glocke in Pettneu (Kat.-Nr. 151) begegnet noch einmal eine überlebte Gotische Majuskel. Leider gestattet die Anbringung des Instruments jedoch keine eingehendere inschriftenpaläographische Beurteilung.

5.2. Gotische Minuskel

Wie anderswo löst auch im Tiroler Oberland die Gotische Minuskel offenbar schlagartig die Gotische Majuskel als Standardschriftart epigraphischer Texte im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts ab.

Das älteste Fragment einer Inschrift in Gotischer Minuskel im Bearbeitungsgebiet gehört zur Stamser Wappengrabplatte des Simon oder Sigmund (?) Rubeiner (gest. 1374 oder 1388; Kat.-Nr. 10). Die nur noch wenigen erhaltenen Buchstaben zeigen schon eine überraschend wohlproportionierte Schrift mit kräftigen Schäften, bei der bereits alle Gestaltungsmerkmale Gotischer Minuskel als epigraphischer Umsetzung der hochstilisierten buchschriftlichen Textura (Textualis formata) voll erkennbar sind. Auch die Schließung des kleinen oberen Bogens von *a* mit einem recht flach gedrückten Haarstrich und das Auslaufen der zum Quadrangel reduzierten *r*-Fahne in einen tropfenförmig verdickten Haarzierstrich sind mit Geschick gelöst.

Die annähernd gleichzeitig gemalte Marienkrönung in Stift Stams (Kat.-Nr. 11) zeigt dagegen etwas gedrungene Buchstaben mit eher weiteren Schaftabständen. Hier reicht der nach rechts ausholende gebrochene untere Bogen des *g* zwar in den Unterlängenbereich, doch zeigt der obere Bogen am Knick des rechten oberen Bogenabschnitts einen kurzen nach rechts ragenden und mit einem senkrechten Haarzierstrich versehenen Balken, der für die Gotische Minuskel des späten 14. und frühen 15. Jahrhunderts nicht ganz singulär ist. Für die Frühzeit Gotischer Minuskel graphematisch nicht uncharakteristisch ist die Verwendung von *v* auch im Wort.

Zu den älteren mit Gotischer Minuskel beschrifteten steinernen Denkmälern des Bestandes gehört auch die Wappengrabplatte des Johannes Steinhauser (gest. 1400 oder 1405; Kat.-Nr. 13). Sie zeigt die im überregionalen Vergleich durchaus charakteristischen Gestaltungsmerkmale ihrer Entstehungszeit, in der oft noch die nicht restlose Vertrautheit der Ausführenden mit der neuen Schriftart spürbar ist. Die recht derb wirkende Umschrift verzichtet völlig auf den Einsatz von Versalien; die recht locker gesetzten, fast durchwegs breit proportionierten und dünnstrichigen Buchstaben – der Abstand zwischen zwei Schäften beträgt mehr als die doppelte Schaftbreite – sind alle in das Mittelband gerückt, wodurch etwa der Balken des *t* gegen die Mittellinie zu nach unten rutscht oder der Bogen des *p* nur die oberen zwei Drittel des Mittelbandes einnimmt. Sofern nicht etwaige Haarlinien abgetreten sind, scheint der obere Bogen des *a* links offen geblieben zu sein.

Dagegen zeigt die wohl erst um 1415 entstandene, mit 1289 bezeichnete Grabplatte der Ebener in Stams (Kat.-Nr. 15) als innovatives Merkmal neben mehreren Versalien durchaus beachtliche Schaftausdehnungen im Oberlängenbereich (etwa an *b* und *l*, aber auch an *t*); bei *p* ist eine Übergangsform festzustellen, die mit der Reduzierung des gebrochenen Bogens auf die oberen zwei Drittel des Mittelbandes konservativen Einschlag ebenso wie im die Grundlinie überragenden Schaft produktiven Gestaltungswillen zeigt. Charakteristischer für das erste Viertel des 15. Jahrhunderts ist jedoch die Wappengrabplatte des Heinrich von Gachnang zu Meisberg (gest. 1416; Kat.-Nr. 16). Ihre Inschrift zeigt wieder eine stärkere Betonung des eher gedrungene Mittelbandes, wobei etwa der obere Bogen des *g* fast verkümmert nur wenig mehr als das oberste Drittel des Mittelbandes einnimmt. Anspruchsvoll gibt sich der die Inschrift einleitende Versal *A* in pseudounzialer Grundform mit fettem linken Schrägschaft samt begleitender Haarlinie an der Innenseite.

Die wohl um 1420 entstandenen Wandmalereien der Pianser Margarethenkapelle (Kat.-Nr. 125) lassen innerhalb der zahlreichen Einzelinschriften keinen einzigen Versal erkennen. An ihrem Gesamteindruck – soweit er von verfälschenden Restaurierungsmaßnahmen frei geblieben ist – lässt sich einige schriftgestalterische Routine des ausführenden Malers ebenso wie ein gewisser Schwung der Ausführung mit dem Pinsel ablesen. Die Betonung des Mittelbandes entspricht dabei durchaus dem zeitgemäß zu Erwartenden.

Die Nähe zu gleichzeitigen hochrangigen Buchauszeichnungsschriften ist der spannungsreich und sorgfältig mit moderat breitem Pinsel aufgemalten Gotischen Minuskel der Tafeln des Stamser „Defensoriums“ von 1426 (Kat.-Nr. 17) nicht nur in den vollständig rot aufgemalten, im Kontext der inschriftlichen Didaxe also rubrikartig zu verstehenden Zeilen anzumerken. Wesentlich häufiger als in Inschriften in Stein begegnen im bisweilen exzessiv gekürzten Text Buchstabenberührungen *be*, *de* usw. Buchschriftliche Anklänge hat auch die etwa an *d*, *b*, *o*, *p* und *v* gut sichtbare Tendenz, die Bögen bzw. die aneinanderstoßenden Schrägschäfte an der Grundlinie nicht stumpf- und spitzwinkelig, sondern zweimal rechtwinkelig zu brechen und die beiden Schäfte durch einen kurzen waagrechten Balken zu verbinden. Zu den zeitgemäßen Merkmalen zählt die starke Betonung des Mittelbandes, das nur minimal von Langschäften (etwa *b*, *l*) überragt wird. Die Abstände zwischen zwei Schäften sind nur geringfügig größer bemessen als eine Schaftbreite, was einen gut lesbaren und harmonischen Gesamteindruck ergibt. Vielfach bilden die einzelnen Buchstaben an der Grundlinie keine regelrechten Quadrangeln aus, sondern weisen lediglich leichte Schaftdurchbiegungen auf, wobei die solcherart nach rechts gebogenen Schaftenden einander nicht berühren. Die Haarzierlinien, mit denen etwa der sehr kleine obere Bogen des *a* geschlossen wird, sind sehr fein ausgeführt. Über *i* sitzen regelmäßig kleine Punkte. Die meisten Versalien sind – ebenfalls durchaus zeitgemäß – mit Zackenleisten am ersten Schaft und begleitenden Haarlinien gestaltet. Merkwürdig ist das blau aufgemalte symmetrische unziale *M* in *Maria* (Inschrift XIIb): der Schaft ist ohne Rücksicht auf das Ganze des Buchstabens wie ein autonomes *I* gestaltet, wobei am oberen, leicht eingezogenen „Schaftende“ zwei Perlsporen – de facto in den Scheitelpunkten der Bögen des *M* sitzend – angesetzt sind, die auch in der Schaftmitte als Nodi begegnen. Am unteren Schaftende sitzen zwei fette keilförmige Sporen, von denen die Bögen des *M* weit auseinandergespreizt werden.

Die ältesten Glocken mit Umschrift in Gotischer Minuskel befinden sich in Lermoos (1411; Kat.-Nr. 281) und Galtür (Kat.-Nr. 132). Sowohl die der ersteren als auch die von einem Ulmer Gießer 1441 gestaltete Schrift der letzteren entsprechen mit ihrem gedrungenen Schriftband und dem Fehlen von Versalien durchaus dem Erscheinungsbild gleichzeitiger steinerner Inschriften. Die klar zu umreißenen Charakteristika der Gotischen Minuskel der ersten Jahrhunderthälfte (weitgehender Versuch der Einordnung aller Buchstabenbestandteile in das Mittelband, etwa *b*, *g* und *p*) zeigt bei ebenfalls dieser Entwicklungsstufe entsprechenden breiten Schäften und recht lockerer Setzung der Buchstaben weiters eine Glocke aus Serfaus (Kat.-Nr. 145), die allerdings aufgrund der bekanntermaßen langen Verwendungsdauer älterer Modellen in Glockengießereien nur allgemein auf das 15. Jahrhundert zu datieren ist.

Schwierigkeiten des als Schriftgestalter offenbar wenig routinierten ausführenden Steinmetzen mit der Umsetzung der strengen Gestaltungsprinzipien der Gotischen Minuskel führten beim Grabdenkmal des Johannes Bach (gest. 1458; Kat.-Nr. 21) zu ungewöhnlichen Formen, die doppelte Brechungen häufig vermeiden. So treten neben die mehrschaftigen Buchstaben *m* und *n*, die in der Umformung der Verbindungsbögen zu Quadrangeln durchaus dem Kanon entsprechen, auch rundere Buchstaben, die fast Anklänge an Gotico-Antiqua suggerieren, wie etwa *b* mit oben waagrecht abgeschnittenem Schaft, der knapp über der Grundlinie nach rechts umgebogen wird und eine ungebrochene Bogenlinie ausbildet, *e* mit ebenfalls tatsächlich rundem oberen Bogen oder moderat spitzovales *o* (in gleicher Form auch als Versal). Auch die eher dem Standardkanon zuzurechnenden Formen weisen Besonderheiten auf. So ist bei *a* der kleinere obere Bogen aus einem ungewöhnlich langen linksschrägen rechten (Schaft-)Abschnitt und daraus entwickeltem, einwärts geschlossenem Haarzierstrich gebildet. Ohne Parallelen im Bestand bleibt auch die zweimal auftretende Form der Ziffer 5, eckig linksgewendet, der Schrägrechtsbalken am verkürzten Schaft ansetzend.

Am anderen Ende der Qualitätsansprüche epigraphischen Schreibens im Bestand steht die Grabplatte der Brüder von Freiberg im Stamser Kreuzgang von 1456 (Kat.-Nr. 20). Die sehr sorgfältig vertieft erhaben eingehauene Umschrift mit konsequenter Verwendung rosettenförmiger Trennzeichen zeigt erstmals – vielleicht technisch bedingt, da nur das Mittelband vertieft gearbeitet ist – ausgeprägte Ober- und Unterlängenbereiche, in denen die Buchstabenbestandteile in die das Mittelband rahmenden Leisten lediglich in seichter Konturlinie eingehauen sind. Wie auch sonst häufig bei erhaben gearbeiteten Inschriften erwecken die an Ober- und Grundlinie aneinanderstoßenden Quadrangeln den Eindruck einer durchlaufenden Sägezahnlinie.

Dagegen wirkt die Inschrift der durchaus repräsentativ gemeinten figürlichen Grabplatte der Margarethe von Freiberg (gest. 1485; Kat.-Nr. 23) sehr konservativ und verzichtet wie die Mehrzahl der Inschriften vor der Jahrhundertmitte völlig auf Versalien. Ausgesprochen ungelentk ist das *a* mit waagrecht gebrochenem oberem Bogen zu nennen.

Eine eingehende Analyse des Gotischen Minuskel-Kanons der zu Ende des 15. Jahrhunderts produktiven Werkstatt Sebald Bocksdorfers steht noch aus. Immerhin lässt sich im Bearbeitungsgebiet anhand der Grabdenkmäler des Oswald von Schrofenstein in der Landecker Pfarrkirche (gest. 1497; Kat.-Nr. 140–142) der epigraphische Schriftstil Bocksdorfers in drei unterschiedlichen Materialien und Ausprägungen, einmal vertieft erhaben auf der Wappengrabplatte, einmal eingehauen auf der Gruftplatte und einmal aus ausgeschnittenen hölzernen Buchstaben aufgeleimt auf dem Totenschild beobachten. Der Reiz der Inschriften aus Bocksdorfers Werkstatt liegt weniger in einer sorgfältigen Ausführung (besonders die stark abgetretene Inschrift der Gruftplatte wirkt mit schwankender Orientierung und bisweilen ausgeprägter Rechtsneigung sogar recht nachlässig eingehauen), sondern in der Belebung des Standardkanons Gotischer Minuskel durch werkstattstypische Sonderformen, unter denen v. a. das runde, eingerollte *d* mit mehrfach tendenziell spitzovalem, immer relativ kleinem Bogen auffällt. Das links oben überwiegend rechtwinkelig gebrochene *g* weist fast immer einen waagrecht verlaufenden oberen Teil des gebrochenen oberen Bogens auf, der rechts deutlich über den Schaft hinausragt. Unter den Versalien begegnet nicht selten ein epsilonförmiges *E*, dessen Bögen in der Mittellinie nicht ineinander laufen, sondern übereinander stehen und durch einen senkrecht abgeschnittenen dreieckigen Sporn verbunden werden. Ebenfalls auf Rezeption Frühhumanistischer Kapitalis verweisen *C* als halb spitzoval geführte Bogenlinie und schmales *N* mit fetten Schäften und als Haarstrich ausgeführtem Schrägschaft (vgl. zu allen genannten Formen auch die derselben Werkstatt entstammende Wappengrabplatte des Sigmund von Neydeck, gest. 1493; Kat.-Nr. 27). Einprägsam ist auch die oben flache schleifenförmige *4* der Bocksdorfer-Werkstatt (etwas abweichend auf der Wappengrabplatte der Margarethe von Weichs, gest. 1494; Kat.-Nr. 29). Zu den graphematischen Spezifika des Betriebs scheint die Bevorzugung von *ν* auch im Wort und für vokalischen Lautwert zu gehören.

Einige markante Einzelformen weist das Epitaph des Georg von Freiberg (gest. 1495; Kat.-Nr. 30) auf. Ungewöhnlicherweise ist hier etwa der durch einwärts geschwungene Haarlinie geschlossene obere Bogen wesentlich größer dimensioniert als der untere, auch begegnen zahlreiche Bogenverbindungen *be* und *de*, die sonst im Bearbeitungsgebiet nicht zum Standardrepertoire der Gotischen Minuskel in Stein gehören.

Bald nach 1500 reichert sich das Formenrepertoire der Versalien deutlich an. Die Stifterinschrift des Anton von Ifan am Westportal der Landecker Pfarrkirche von 1506 (Kat.-Nr. 154) zeigt einerseits einen Versal *A*, der hinsichtlich seiner inschriftenpaläographischen Genese schwer einzuordnen ist: zwischen dem keilförmig verbreiterten linken und dem senkrecht gestellten rechten Schrägschaft sitzt ein gebrochener Balken, links oben steht ein Deckstrich über, der nach innen eingerollt wird. Diese Merkmale deuten am ehesten eine freie Amalgamierung älterer Traditionen (Anklänge an pseudounziales *A*) mit aktuellen Einflüssen (Frühhumanistische Kapitalis) an. Tatsächlich ist das zweite *A* mit gebrochenem Balken und beidseitig überstehendem Deckbalken im Vornamen seiner Frau Apollonia letzterem aktuellen Schrifttyp zuzuordnen.

Die Verwendung der Gotischen Minuskel im 16. Jahrhundert setzt sich im Oberland noch bis weit über die Jahrhundertmitte hinaus fort. Eine stringente und einheitliche Entwicklung der Gestaltungsmerkmale lässt sich dabei nur bedingt ablesen. Ein extrem gitterartiges und starres Bild vermittelt etwa die engläufige Inschrift der Wappengrabplatte der Margarethe Kleinhaus (gest. 1517; Kat.-Nr. 294). Zu ihren bemerkenswerten Einzelformen gehören *a* mit nur bis zur Mittellinie reichendem senkrechten Teil des gebrochenen unteren Bogens und rundes *s*, das aus zwei rechtwinklig gebrochenen und gegeneinander versetzten Bögen aufgebaut ist. Locker spationiert sind dagegen die recht breiten Buchstaben der Grabplatte der Anna von Grienenstein (gest. 1538; Kat.-Nr. 46). Hier wird gebrochenes Ligatur-*r* annähernd gleich häufig wie normales *r* eingesetzt, wobei die Kombination mit dem vorhergehenden Buchstaben keinen Einfluss auf die Entscheidung für eine der beiden Ausprägungen zu haben scheint. Ungewöhnlich ist *a* mit breitem unteren Bogen, der links einen sehr kurzen senkrechten Teil der gebrochenen Bogenlinie aufweist, und von dem eine lange rechtsschräge Haarlinie bis knapp unter die Oberlinie des Mittelbandes geführt wird. Dicht und gedrängt ist der Gesamteindruck der Gotischen Minuskel der Wappengrabplatte des Hans von Hoheneck (gest. 1544; Kat.-Nr. 304). Die Gemeinen wirken durch die geringe Ausdehnung des Oberlängenbereichs übertrieben konservativ, selbst der links-schräg gebrochene Schaft des *d* durchstößt die Oberlinie des Mittelbandes nur wenig, der untere Bogen des *g* ist aus einem kurzen flachen Schrägschaft, bisweilen mit eingerollter Haarzierlinie, gestaltet. Über *u* sitzt bisweilen ein diakritisches Zeichen in Form eines kleinen Häkchens oder einer *9*. Extrem rückwärtsgewandt ist die Inschrift der Wappengrabplatte der Margarethe von Hoheneck von 1566 (Kat.-Nr. 308): selbst der Schaft des *t* bleibt vollständig im Mittelband. Die engläufige, sehr schmal proportionierte Inschrift ist nicht nur in den Gemeinen frei von Einflüssen der bewegteren Fraktur, sondern verweist mit den dünnstrichigen Versalien *A* mit hoch angesetztem Balken und konischem *M* mit nur das obere Drittel der Buchstabenhöhe einnehmendem Mittelteil auf den Formenschatz der Frühhumanistischen Kapitalis.

Die Beschriftung der Wappengrabplatte des Oswald Kleinhaus von 1587 ist als Mischschrift aus Gotischer Minuskel und Fraktur anzusprechen (s. ausführlicher Kat.-Nr. 312), eine Zunft-scheibe aus der Zeit um 1600 im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Kat.-Nr. 316) gehört zu den spätesten Belegen für Gotische Minuskel als Hauptschriftart epigraphisch ausgeführter Texte im Bearbeitungsgebiet.

Nach 1600 tritt die Gotische Minuskel nur noch in sehr spezifischen Zusammenhängen auf. Mehrmals begegnet sie – sogar mit extrem archaisch wirkendem *v* für *u* im Wortinneren – auf 1602, 1606 und 1611 von Heinrich Reinhart in Innsbruck gegossenen Glocken (Kat.-Nr. 70†, 233 und 239), einmal – als geschnitzte Bandminuskel ausgeführt – als Jesusmonogramm auf einer Oetzer Haustür von 1618 (Kat.-Nr. 83).

5.3. Frühhumanistische Kapitalis und verwandte Majuskelmischschriften

Ist der lange Gebrauch der Gotischen Minuskel im Oberland im überregionalen Vergleich vielleicht als inschriftenpaläographischer Konservatismus anzusehen, so lassen sich andererseits moderne Majuskel-Schriftformen recht früh nachweisen.

Aus der Augsburger Werkstatt der Brüder Hans und Laux (Lukas) Zotman stammt eine zu 1499 datierte Ladiser Glocke (Kat.-Nr. 143), die eine für diesen Betrieb charakteristische Mischung aus Buchstaben Gotischer Majuskel mit produktiven Formen Frühhumanistischer Kapitalis zeigt (s.

ausführlicher im Katalog an der genannten Stelle). Auch eine Glocke von 1512 in Holzgau (Kat.-Nr. 291) und eine Glocke aus der Biberacher Werkstatt des Hans Follmer von 1524 (Kat.-Nr. 300) fügen sich durch schmale Buchstaben und markante Leitformen in den zeitgenössischen Rahmen gestalterischer Möglichkeiten der Frühhumanistischen Kapitalis ein (s. ausführlicher den Katalog an den genannten Stellen).

Gestaltungselemente aus Frühhumanistischer Kapitalis bezieht die im Grunde als Kapitalis anzusprechende Schrift der Wappengrabplatte des Ulrich von Tux (gest. 1516; Kat.-Nr. 293) in reichem Maß ein. Die in den ersten beiden Zeilen überwiegend schlank, weiter unten etwas breiter proportionierte Inschrift weist einen moderaten Wechsel von Haar- und Schattenstrichen auf. An Leitbuchstaben der Frühhumanistischen Kapitalis sind *B* in Minuskelform mit knapp über der Oberlinie rechtsschräg abgeschnittenem Schaft und die Höhenausdehnung des gesamten Schriftbands einnehmendem Bogen (so auch jener des *P* gestaltet), *D* mit links oben „offenem“, verkürztem Schaft und der leicht spitzovale Typ des *O* zu nennen. *A* mit bisweilen senkrecht gestelltem rechten Schrägschaft (ähnlich einmal *M* mit senkrechtem ersten und dritten [Schräg-] Schaft) nimmt eine Mittelposition zwischen beiden Schriftarten ein. Andere Formen weisen – obwohl durchaus kapital – doch eigenständige Stilierungsmerkmale auf, wie *X* mit geradem Linksschrägschaft und durchgebogenem Rechtsschrägschaft, vor allem aber *E* und *L* mit auffällig eingerolltem (unteren) Balken. Originell und für das Entstehungsdatum außergewöhnlich ist auch das neben anderen *R*-Formen auftretende (ab dem späten 17. Jahrhundert durchaus populäre) *R* mit geschwungener und einwärts gestellter Cauda.

Die Majuskelmischschrift einer knappen Bauinschrift (?) der Längenfelder Pfarrkirche (Kat.-Nr. 43) kombiniert Gestaltungsmerkmale aus Gotischer Majuskel und Frühhumanistischer Kapitalis. *L* zeigt einen eher ersterer Schriftart zuzuordnenden mächtigen, keilförmig bis zur Oberlinie verlängerten Sporn, das ungewöhnliche und auffällige kapitale *E* einen leicht durchgebogenen, flach rechtsschrägen Mittelbalken. *O* dagegen fügt sich mit seiner spitzovalen Form gut in zeitgenössische Alphabete Frühhumanistischer Kapitalis ein.

Die Identifizierung der ursprünglichen Schriftart von durch Übermalungen völlig entstellten Tituli auf den Schlusssteinen in St. Vigil in Obsaurs (Kat.-Nr. 169†) als Frühhumanistische Kapitalis erlauben die noch zu erkennenden *A* mit gebrochenem Balken, retrograde *N* und die generell eher schlanken Proportionen der Buchstaben.

5.4. Kapitalis

Erstmals erscheint Kapitalis als Schriftart eines ausführlicheren epigraphischen Textes im Bearbeitungsgebiet auf der zweifellos auch höchste schriftgestalterische Ansprüche vertretenden Gedenktafel für die Neutrassierung der Strasse über den Fernsteinpass von 1543 (Kat.-Nr. 48). Die erhaben gegossene Inschrift weist relativ einheitliche Strichstärke auf, die Proportionen der Buchstaben entsprechen im Wechsel von schmälere und breitere Formen dem gestalterischen Empfinden der Renaissancekapitalis des ersten Jahrhundertdrittels. Dem zu jener Zeit als klassisch-monumental empfundenen Kanon entsprechen das relativ schmale *A*, *B* mit nur minimal größerem unteren Bogen, *E* mit drei annähernd gleich langen Balken, konisches *M* mit weit bis zur Grundlinie gezogenem Mittelteil sowie *Q* und *R* mit stachelförmigen Cauden. Unklassisch sind dagegen eindeutig die inkonsequent gesetzten Punkte über *I*. Da die Herstellungstechnik die Ausbildung von allzu feinen Serifen nicht gerade begünstigt, werden freie Schaft-, Balken- und Bogenenden häufig annähernd stumpf abgeschnitten, bei *T* weisen beide Balkenenden rechts-schräge Schnittrichtung auf.

Zu den ältesten kapitalen Inschriften des Bestands zählt auch die Wappenscheibe der Maria Magdalena von Wehingen von 1550 (Kat.-Nr. 189). Die wohl aufgrund der anspruchsvollen Aufgabe, eine Umschrift mit relativ kleinem Radius auszuführen, leicht linksgeneigte Schrift wurde mit prägnantem Wechsel von Haar- und Schattenstrichen aufgemalt, an freien Schaft-, Balken- und Bogenenden sitzen breit ausgezogene Serifen. Eine gewisse Vorliebe für dekorative Detaillösungen manifestiert sich in der Setzung von haarfeinen Deckstrichen am Zusammentreffen der Schrägschäfte des überwiegend konischen *M* an der Oberlinie, sowie in den spornartig überstehenden, als Haarzierstrich unterhalb der Grundlinie umgebogenen Schrägschäften des *N*. Erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts setzt jedoch die durchgreifende Popularisierung der Kapitalis ein.

Die Wappengrabplatte des Wilhelm Gräfinger (gest. 1598; Kat.-Nr. 222) bietet eine der originellsten Kapitalis-Inschriften des Bestandes. Die ungewöhnlicherweise in der linken unteren

Ecke des Steins einsetzende Umschrift ist erhaben ausgeführt und weist extrem fette Schäfte auf. Freie Schaft-, Balken- und Bogenenden enden stumpf, nur an einzelnen Formen ist mitunter der Versuch, durch Haarlinien für eine Belebung des klobigen Gesamteindrucks zu sorgen, abzulesen. So trägt etwa *A* einen meist feinen, beidseitig überstehenden Deckstrich. Bemerkenswert ist das auffällig ausgerundete *Z* mit Mittelbalken. Dass der Kanon älteren Traditionen kapitalen Schreibens verhaftet ist, deren Ziel keine Imitation klassischer Monumentalis war, sondern mit Gestaltungselementen Frühhumanistischer Kapitalis weiterarbeitete, wird am gebrochenen oder mit Ausbuchtung nach unten versehenen Balken des *A*, dem mit gleichartiger Ausbuchtung ausgestatteten Balken des *H*, konischem *M* mit hoch angesetztem Mittelteil und tendenziell spitzovalem *O* deutlich; auch die eher schmalen Proportionen der Buchstaben weisen auf ähnliche Zusammenhänge.

Der gravierte und geschwärzte Titulus am Stephansreliquiar aus Ischgl (Kat.-Nr. 230) zeigt dagegen mit einer Entstehungszeit um 1600 eine gut entwickelte Renaissancekapitalis mit dramatischer Übersteigerung des Wechsels von Haar- und Schattenstrichen, wobei die recht massiven Sporen wohl der Herstellungstechnik geschuldet sind. *A*, ohne Sporn an der Oberlinie ausgeführt, hat einen gebrochenen Balken, bei *B* ist der untere Bogen stark vergrößert, *E* weist einen zum Dreieck reduzierten Mittelbalken auf, *G* zeigt eine rechtwinkelig gebrochene Cauda. *M* entspricht einmal, als vergrößerter Anfangsbuchstabe, dem im gesamten Bestand überwiegenden geraden Typ, als Schluß-*M* besitzt es konisch ausgestellte Schrägschäfte. *R* hat eine geschwungene und recht weit ausgestellte Cauda. Ab dem Beginn des 17. Jahrhunderts gehört auch die punktuelle oder überwiegende bzw. konsequente Vergrößerung von Anfangsbuchstaben fest zum Gestaltungsrepertoire kapitalen Schreibens.

Die Kapitalis der Wappengrabplatte des Stamser Abtes Melchior Jäger (gest. 1616; Kat.-Nr. 80) ist zwar einerseits offenbar um gewisse Imitation vorbildhafter antiker Monumentalis bemüht (harmonischer Wechsel von schmälere und breitere Formen, Serifen an freien Schaft-, Balken- und Bogenenden, *A* ohne Sporn an der Oberlinie, Dreispitze als Trennzeichen), verwendet andererseits jedoch frühneuzeitliche Leitformen (gerades *M*, *R* mit geschwungener und eingestellter Cauda) und erscheint in Anbetracht einer Überzahl an wenig befriedigenden Nexus litterarum (*ME* und einmal sogar *VM*) und Schwächen wie eines meist deutlich rechtschräg geneigten *S* nicht höchststrangig stilisiert.

Die Umschrift der Wappengrabplatte des Jakob Mitterhofer (gest. 1617; Kat.-Nr. 245) erscheint bei überwiegend schmalen Buchstaben generell dünnstrichig, setzt jedoch eher kräftige Serifen an freie Schaft-, Balken- und Bogenenden.

Die einzige gegossene Kapitalisinschrift des 17. Jahrhunderts im Bestand, die sich nicht auf einer Glocke befindet, stellt die Inschrift des wohl aus der Werkstatt Kaspar Gras' stammenden Epitaphs des Kaspar Bissinger (gest. 1633; Kat.-Nr. 335) dar. Die sehr sorgfältig ausgeführte erhabene Inschrift zeigt überwiegend breit proportionierte Einzelformen bei ausgewogenem Wechsel von Haar- und Schattenstrichen. Freie Schaft-, Balken- und Bogenenden weisen prominente Serifen auf, die am Balken von *T* senkrecht abgeschnitten werden. Am linken Schaft des *N* und am linken Schrägschaft des fast durchwegs konischen *M* stehen Buchstabenbestandteile spornartig über. *E* zeigt einen stark verkürzten Mittelbalken, *R* hat abwechselnd stachelförmige bzw. leicht geschwungene Cauden, *Z* besitzt einen breiten Mittelbalken. Die im 17. Jahrhundert anderswo häufiger zu beobachtende Usance, über beide Schrägschäfte des *Y* je einen Punkt als diakritisches Zeichen zu setzen, scheint im Bearbeitungsgebiet nur auf der Wappengrabplatte des Jakob Mitterhofer (gest. 1617; Kat.-Nr. 245) und dem Epitaph des Leonhard Bernhart (gest. 1622; Kat.-Nr. 247) nachzuweisen. In der letztgenannten Inschrift werden auch immer noch – wie auf dem Stamser Pedum von 1603 (Kat.-Nr. 71) – konische *M* bevorzugt.

Eine der gelungensten Schöpfungen epigraphischer Kapitalis des 17. Jahrhunderts im Bearbeitungsgebiet ist die Inschrift des Epitaphs für Lambert Statfelder (gest. 1644, Kat.-Nr. 108). Die mit bemüht klassisch-moderatem Wechsel von Haar- und Schattenstrichen entlang einer linkschrägen Schattenachse und tendenziell einem Quadrat einschreibbaren Einzelformen (*O* ist etwa tatsächlich vollrund) versehene Inschrift weist neben anderen ebenfalls klassisch gedachten Merkmalen wie epigraphischem Kürzungszeichen jedoch typisch frühneuzeitliche Formen wie gerades *M* und *R* mit geschwungener und einwärts gestellter Cauda auf. Der häufig minimal rechtsschräg verlaufende Balken des oben nicht spitz zulaufenden, sondern mit Sporn versehenen *A* scheint nicht allein gestalterischem Unvermögen, sondern einer eigenwilligen Formabsicht geschuldet. Freie Schaft-, Balken- und Bogenenden sind mit fast durchwegs sorgfältig gestalteten Serifen versehen.

5.5. Fraktur

Die Stifterinschrift des ehemaligen Altars der Landecker Burgkapelle von 1537 (Kat.-Nr. 174) stellt den ersten Beleg für die epigraphische Anwendung der Fraktur im Bearbeitungsgebiet dar. Die schwarz auf weißem Grund aufgemalte Inschrift verweist mit den spitzovalen Buchstabenkörpern von *d* und *o*, den haarfeinen Schleifen an den Schäften von *b* und *l* sowie den moderat spindelförmigen Schwellschäften von *f* und *s* auf die (auszeichnungsschriftliche und Druck-) Fraktur des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts zurück, die zunächst als Sonderform hochkalligraphisch stilisierter Bastarden anzusprechen war.

Die nächstältesten Inschriften in Fraktur im Tiroler Oberland stellen die Beischriften auf den in das zweite Viertel des 16. Jahrhunderts zu datierenden Wappenscheiben des Kaspar von Frundsberg und seiner Frau Margarethe dar (Kat.-Nr. 50). In ihrer spannungsreichen Gestaltung mit zahlreichen Schwellschäften bzw. Schwellschäften, Schaftüberwölbungen und mit bisweilen weit ausholenden Haarzierlinien an Versalien entsprechen sie hochrangigen Kanzleiauszeichnungsschriften ihrer Zeit.

Bedeutende Schwierigkeiten für die inschriftenpaläographische Bewertung der Frakturinschriften des Bestandes ergeben sich aus der Tatsache, dass ein guter Teil von ihnen in gemalter Form vorliegt und mitunter mehrfachen restaurierenden und entstellenden Überarbeitungen unterzogen wurde. In diesen Fällen erübrigt sich jede nähere Spekulation über die originalen Schriftformen (vgl. etwa als Extrembeispiel Kat.-Nr. 333). Immerhin scheint schon im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts auch bei gemalten Inschriften die Tendenz zu einer gewissen Erstarrung der Schrift gegeben zu sein, die sich in der Reduktion von Schwellschäften, der Eliminierung leichter harmonischer Schaftdurchbiegungen und ähnlichen Merkmalen ausdrückt (vgl. etwa Kat.-Nr. 209) und schließlich im fortschreitenden 17. Jahrhundert in der Herausbildung eines gitterartig starren Gesamteindrucks münden wird.

Auch die Fraktur der Wappengrabplatte des Georg von Colaus (gest. 1556; Kat.-Nr. 53) – der älteste Beleg für diese Schriftart in Stein – lässt trotz starker Abtretung der Inschrift ein recht starres Gesamtbild erkennen. Die im überregionalen Vergleich in qualitativollen Inschriften (auch in Stein) um die Jahrhundertmitte die harmonische Wirkung der Schriftart ausmachenden leichten Durchbiegungen von Schäften sind hier kaum festzustellen, auch Bögen werden weitgehend zu Schäften umgeformt, wie etwa an *a* deutlich wird. Ungelenke doppelte Brechungen weisen auch die Bogenabschnitte von *g* an Ober- und Unterlinie des Mittelbandes auf. Ein für anspruchsvolle Fraktur kennzeichnender Wechsel von Haar- und Schattenstrichen ist wenigstens aufgrund des Erhaltungszustandes der Platte kaum auszumachen. Immerhin deutet der Schaft des langen *s* einen Schwellzug an, die Fahne ist zu einem mit Haarstrich an den Schaft angebundenen Quadrangel umgeformt.

Der Totenschild des Leonhard Gienger (gest. 1588; Kat.-Nr. 210) zeigt eine anspruchsvolle und sorgfältig aufgemalte, eher schmal proportionierte Fraktur, die mit minimal durchgebogenen Schäften, ausgeprägten Schwellschäften und einzelnen Schaftüberwölbungen zeitgenössischen Kanzleiauszeichnungsschriften nahesteht. Häufig spitzovale Buchstabenkörper (etwa *a*, *o* und *d*) gehören zum Standardkanon, eher ein Import aus Deutscher Schreibschrift (Kurrent) als genuiner Fraktur-Versal ist das schleifenförmige *S* in *Starb*.

Wenig niveauvoll zeigt sich die Fraktur der Wappengrabplatte der Maria Magdalena von Hoheneck gestaltet (gest. 1629; Kat.-Nr. 334). Bei der durchwegs extrem dünnstrichigen Schrift werden die Verbindungsbögen mehrschäftiger Buchstaben (etwa *m*) besonders an der Oberlinie des Mittelbandes zu steil rechtsschrägen Schäften umgestaltet, die mit einfacher oder ungelinker doppelter Brechung an den rechts benachbarten Schaft anschließen. Entgegen der Betonung der spitzovalen Buchstabenkörper von *d* und *o* ist *b* häufig aus bis zur Unterlinie starrem Schaft und halb spitzovalem Bogen zusammengesetzt. Der Schaft des *p* läuft im Unterlängenbereich spitz aus. Die Schäfte des *t* werden sehr weit in den Oberlängenbereich gezogen und leicht nach rechts umgebogen.

5.6. Minuskelantiqua

Im Bearbeitungsgebiet spielt Minuskelantiqua für längere inschriftliche Texte keine Rolle. Erstmals wird sie signifikanterweise für Zitatangaben und abgekürzte Kasusendungen innerhalb kurzer kapitaler Inschriften auf dem sogenannten „Feldaltar“ Erzherzog Maximilians III. (vor 1618; Kat.-Nr. 82) eingesetzt, doch verbietet sich angesichts der massiven restauratorischen Ver-

fremdungen der Inschriften eine inschriftenpaläographische Analyse. Schreibschriftlich schwungvoll und dementsprechend deutlich rechtsgeneigt sind die als Minuskelantiqua anzusprechenden Signaturen des Malers Paul Honegger von 1619 und 1636 (Kat.-Nr. 85 und 96). An zeitgenössischen Drucktypen orientiert erweisen sich dagegen die sehr sorgfältig ausgeführten Beischriften – Texte auf Buchseiten oder Schriftrollen – zu den Stamser Abtportraits aus der Zeit Paul II. Gays (Kat.-Nr. 99–106).

5.7. Zahlzeichen, Ziffern und Datierungsformen

Auch die Zahlzeichen verdienen – vor allem in Zusammenhang mit Datumsangaben – eine gewisse Aufmerksamkeit, können sie doch etwa zu Überlegungen über die Verlässlichkeit kopialer Überlieferung beitragen. An der Brüstung der Pfarrkirche von Hall in Tirol etwa ließ sich unter zahlreichen Graffiti auch die Jahreszahl 1361 finden; dabei handelt es sich jedoch offenbar um eine unreflektierte epigraphische Fälschung, da nicht nur der Kontext und die Ziffernformen die Angabe als deutlich rezenter verraten, sondern auch ganz einfach die Form der Datierung – nämlich in arabischen Ziffern – aus dem Rahmen der Tiroler Epigraphik herausfällt¹⁰⁶.

Auch das Aufkommen von Datumsangaben in arabischen Ziffern im Tiroler Oberland stellt uns sogleich vor ein ähnliches Problem. Mit deutlichem Vorlauf zu den aus dem 15. Jahrhundert stammenden ältesten Jahresangaben in arabischen Ziffern innerhalb original erhaltener Inschriften des Bearbeitungsgebiets gibt eine kopiale Überlieferung für eine verlorene Inschrift von 1279 eine Jahresangabe in arabischen Ziffern an (Kat.-Nr. 1†). Zweifellos ist dieser Umstand lediglich auf eine vereinfachende Schreibweise unserer barocken Quelle zurückzuführen. Sollte das Original tatsächlich zu 1279 datiert gewesen sein, dann ist von einer Wiedergabe der Jahreszahl in Römischen Zahlzeichen auszugehen.

Haben wir also die vorgeblich älteste Datierung mit arabischen Ziffern im Inschriftenmaterial wie im Haller Vergleichsbeispiel rasch als kaum zeitgenössisch identifizieren können, so zeigt ein erster Blick auf Tabelle 4 bestätigend, dass die Wiedergabe von Jahreszahlen mit arabischen Ziffern im Untersuchungsgebiet erst im 15. Jahrhundert einsetzte. Rasch entwickelt sich die Angabe der Inkarnationsjahre in arabischen Ziffern ab der Mitte des 15. Jahrhunderts zur dominierenden Schreibweise; im Überblick aller Datierungen machen die Jahresangaben in Römischen Zahlzeichen nur rund ein Fünftel der Belege aus.

Tab. 4: Chronologische Verteilung der Römischen Zahlzeichen und arabischer Ziffern

	vor 1300	1301–1400	1401–1450	1451–1500	1501–1550	1551–1600	1601–1650	1651–1665	Gesamt
Römische Zahlzeichen	2	2	10	5	5	3	12	–	39
Arabische Ziffern	(1)	–	2	18	50	45	80	15	211
Beide	–	–	2	1	2	12	–	–	17
Mischformen	–	–	–	–	2	–	–	–	2

Doch ein näherer Blick auf das Material aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lässt Raum zur Spekulation. So stammt auch unsere Kenntnis einer mit arabischen Ziffern ausgedrückten Bauzahl der 1430er Jahre in der Berwanger Pfarrkirche lediglich aus der kopialen Überlieferung des 19. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 282†). Als einziger original erhaltener Beleg für arabische Ziffern im Rahmen einer epigraphischen Datierung aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts verbleibt somit die Zahl 427, die sich auf der Rückseite der Marienstatue in der Serfauser Wallfahrtskirche befindet (Kat.-Nr. 126); da aber hier auch nach dem paläographischen Befund (etwa schlingenförmige 4) kaum ein Zweifel an der tatsächlichen Entstehung im 15. Jahrhundert besteht, handelt es sich hierbei mit der Auflösung zu 1427 wohl um die älteste erhaltene Jahresangabe in arabischen Ziffern im Tiroler Oberland.

¹⁰⁶ SCHMITZ-ESSER, Gästebuch 102. Zum Gebrauch der arabischen Ziffern allgemein vgl. zusammenfassend den Aufsatz von RIEDMANN, Gebrauch.

Wie beim Übergang von der lateinischen zur deutschen Sprache¹⁰⁷ scheint auch bei den Datierungsformen der Wechsel von Römischen Zahlzeichen zu arabischen Ziffern an der Wende von der ersten zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts rasch zu erfolgen; und parallel zur Sprachentwicklung kann man auch hier eine Gegenbewegung im 17. Jahrhundert erkennen, die zwar nach dem Einbruch des 16. Jahrhunderts nicht mehr die Dominanz der arabischen Ziffern umzukehren vermag, aber eine deutliche erneute Hinwendung zur Jahresangabe mit Römischen Zahlzeichen gerade in den lateinischen Inschriften sozial höherstehender Auftraggeber (etwa der Landesfürsten oder des Klerus) zeigt. Damit setzt „(spät)humanistischer“ Anspruch in der Schreibung des Inkarnationsjahres im Tiroler Oberland jedoch nicht mit der Renaissance wie in ost-österreichischen Beständen¹⁰⁸, sondern erst rund hundert Jahre später mit dem Frühbarock ein. Das Gros insbesondere der knappen Inschriften (wie Graffiti, Hausinschriften, Bauzahlen) bleibt jedoch auch jetzt arabischen Ziffernformen treu.

Mischformen von Jahresangaben in arabischen Ziffern und Römischen Zahlzeichen, in ost-österreichischen Inschriften um 1500 durchaus häufig, lassen sich im Oberland nur sehr selten greifen. Sie begegnen uns lediglich in zwei Grabplatten im Bezirk Reutte aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. So datiert eine Grabinschrift in der Pfarrkirche von Breitenwang mit *anno · (et) c(etera) · m · / j · v · xvij* zu 1517 (Kat.-Nr. 294), eine Priestergrabplatte in der Pfarrkirche von Vils ganz ähnlich mit *Als · man · zalt · j · u · / xxij · iar* zu 1523 (Kat.-Nr. 298). Ein Ansatz dazu, die Schreibung der Römischen Zahlzeichen an die deutsche Sprechweise der Jahreszahlen anzugleichen, lässt sich jedoch schon früher belegen; in der vorliegenden Edition wäre hier vor allem auf eine Inschrift auf Burg Berneck (Kat.-Nr. 128) hinzuweisen, deren Jahresangabe *mccc^o und xxxvii / jar* lautet, also bereits nach Hundertern und Zehnern unterscheidet.

Häufiger als zu einer Mischdatierung aus arabischen Ziffern und Römischen Zahlzeichen kommt es zur Doppelung der beiden Stile innerhalb einer Inschrift oder auf einem Inschriftenträger im Sinne einer der jeweiligen Sprache bzw. Schriftart adäquaten Anwendung. Der Höhepunkt solcher Doppeldatierungen findet sich im vorliegenden Material vor allem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dabei handelt es sich fast durchwegs um Glocken, die zumeist zwei Inschriften aufweisen, von denen die auf Latein abgefasste mit Römischen Zahlzeichen, die deutschsprachige mit arabischen Ziffern operiert¹⁰⁹. Eines der frühen Beispiele für eine analoge Doppeldatierung aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stellt die in mehrfacher Hinsicht außergewöhnliche bilinguale Gedenktafel vom Fernsteinpass dar (Kat.-Nr. 48). Allerdings lässt sich durchaus nicht sagen, dass die Wahl der Sprache in den Inschriften automatisch die Entscheidung für eine der beiden Jahreszahlenschreibweisen mit sich brachte; dies gilt eben gerade für die zweisprachigen Inschriften, und hier vornehmlich für die Glockeninschriften. Wo nur eine Sprache Verwendung fand, fiel offenbar auch die Wahl der Datierungsvariante freier aus.

Tabelle 4 berücksichtigt keine Jahresangaben mit ausgeschriebenen Ordinalia. Solche finden sich nur in wenigen Fällen im Bestand, und nur in zwei Inschriften liegt zudem eine metrische Formulierung des Sterbedatums vor. In diesen beiden Fällen handelt es sich um Grabdenkmäler von Tiroler Landesfürsten: Dies sind die versifzierten Grabinschriften für Graf Meinhard II., entstanden um 1300, und Erzherzog Sigmund von Tirol aus dem Jahr 1496 (Kat.-Nrr. 7† und 31†). Bedenkt man die geringe Anzahl an überlieferten Grabinschriften der Landesfürsten, so drängt sich der Verdacht auf, solche gereimten Zahlenspiele hätten sich bei mehreren landesfürstlichen Grabinschriften gefunden – eine Vermutung, die auf der Basis der vorliegenden Quellen nicht näher erhärtet werden kann.

Haben wir nun einen Blick auf die Schreibweisen insbesondere der Jahresangaben geworfen, bietet sich auch kurz eine Betrachtung der in den Inschriften des Tiroler Oberlands vorkommenden Ziffernformen an sich an. Hier finden sich vor allem die geläufige schlingenförmige 4, wie wir sie erstmals in der bereits genannten Serfauser Inschrift von 1427 vorfinden können. Charakteristischer und oftmals zu Fehllesungen Anstoß gebend sind hingegen die ebenfalls gerade im 15. Jahrhundert vorkommenden Zahlformen für 5 und 3. Hier sind etwa die aus zwei kurzen senkrechten, mit einem steil rechtsschrägen Balken verbundenen Schäften zusammengesetzte 5, wie wir sie vor allem in der Grabinschrift des Johannes Bach von 1458 in Stams vorfinden (Kat.-Nr. 21), und die linksgewendete 5, die sich in einem Grabdenkmal der Familie

¹⁰⁷ Vgl. dazu Einleitung Kap. 7.

¹⁰⁸ So konstatiert etwa Kohn für Wiener Neustadt eine solche relative Rückkehr zu römischen Zahlzeichen „in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dem Zeitalter der Renaissance“; DI 48, LII.

¹⁰⁹ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.2.

Freiberg von 1456 erhalten hat (Kat.-Nr. 20), zu nennen. Zu zahlreichen Fehlesungen gab insbesondere die spitze 3 auf der Grabplatte des Sigmund von Neydeck in Stams immer wieder Anlass (Kat.-Nr. 27). Geradezu als ein Charakteristikum der Inschriften des 17. Jahrhunderts kann die in praktisch jeder Jahresangabe vorkommende 1 mit Punkt, Anstrich und unten gespaltenem, zumeist einseitig in einer Schlinge endenden Schaft gelten, die zu den geläufigsten Ziffernformen dieses Jahrhunderts gehört.

Mitunter fällt in den Inschriften das Bemühen auf, ein Zahlenspiel als deren Grundlage einzuführen. So kann man etwa in der 1518 entstandenen, in ihrer Bedeutung nicht endgültig geklärten *LOE*-Inschrift der Längenfelder Pfarrkirche die Dreizahl als Kompositionsschema ausmachen: Drei graphische Symbole über der Inschrift korrespondieren mit den drei Buchstaben des Textes. Vielleicht handelt es sich dabei um eine Anspielung auf die Dreifaltigkeit (Kat.-Nr. 43). Auf die Vierzahl der Kreuzarme und die Acht als Zahl der Auferstehung spielt hingegen eine Stamser Inschrift von 1633 an: Die Initialen *FSAS 1633* wurden hier so zwischen den Armen des zentralen Kreuzes auf der Grabplatte angebracht, dass je zwei Buchstaben bzw. Zahlen in je einem der vier Felder zwischen den Kreuzesarmen Platz fanden (Kat.-Nr. 93).

Etwas elaborierter mutet dagegen das Zahlenspiel auf dem Grabdenkmal des Stamser Abtes Melchior Jäger an, in dem die Fünffzahl als gestaltendes Element der Inschrift zum Zuge kommt. So referiert die Inschrift die Taten des Abtes, indem sie auf sein 15-jähriges Abbatiat und seinen Tod am 15. Juni 1615 als Fünfzigjähriger eingeht – im Inhalt wiederholt sich die Fünf in je verschiedenen Formen also nicht weniger als viermal (Alter, Dauer des Abbatiats, Todestag, Todesjahr). Dass diese Akkumulation der Fünffzahl zu einer Sechszahl der Inschriftenzeilen führte, zeigt, dass die Fünf nicht auch zum formalen Strukturelement der Anordnung der Inschrift auf dem Inschriftenträger wurde (Kat.-Nr. 80).

6. DIE INSCRIFTENTRÄGER

An kaum einer anderen Stelle der Einleitung lässt sich anschaulicher zeigen, welche Bedeutung der Aufarbeitung der westösterreichischen und insbesondere der Tiroler Epigraphik im Rahmen der gesamtösterreichischen Inschriftenlandschaft zukommt. Schon ein erster Blick auf Tabelle 5 zeigt, dass die Verteilung der Inschriftengattungen im Tiroler Raum einen deutlichen Unterschied zur ostösterreichischen Inschriftenlandschaft konstituiert. Stellen die Denkmäler des Totengedenkens etwa im Politischen Bezirk Krems rund 37% der Katalognummern des entsprechenden *DI-Bandes*¹¹⁰, in Wiener Neustadt gar nahezu die Hälfte¹¹¹, so sind es hier im Tiroler Oberland gerade einmal knapp über 18%, was nur wenig über dem Bestand an Glocken und dem an Inschriften auf Objekten der kirchlichen Ausstattung (Altären, liturgischem Gerät etc.) liegt. Den Löwenanteil der Katalognummern machen im Oberland charakteristischerweise Inschriften an Gebäuden aus, also Wandmalereien wie Fassadendekorationen samt Beischriften oder inschriftlich kommentierte Wandmalereiprogramme in Kirchen; sie machen rund 31% des Bestandes aus. Kleinere Inschriftengruppen stellen die (allerdings nach Katalognummern und nicht nach Einzelinschriften gezählten) Graffiti mit rund 10%, sowie Glasmalereien und Inschriften auf profanen Einrichtungsgegenständen mit je 4,7%.

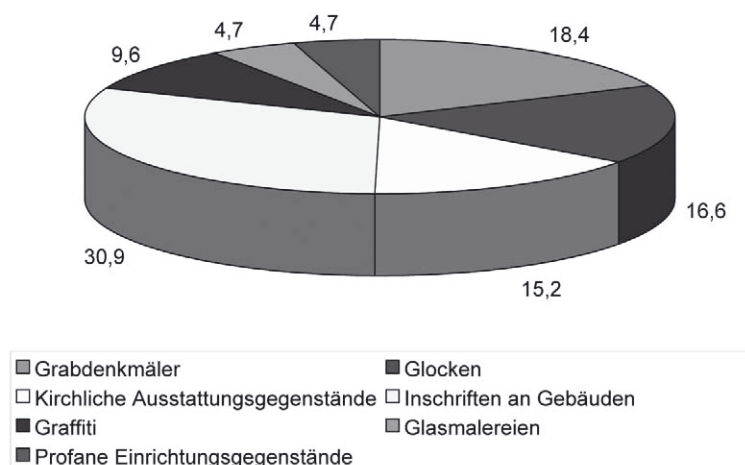
¹¹⁰ *DI 72, LXXVI.*

¹¹¹ *DI 48, LIIf.*

Tab. 5: *Inchriftengattungen*¹¹²

Inchriftenträger	Summe	%
Grabdenkmäler, Inchriften des Totengedenkens	63	18,4
Glocken	57	16,6
Kirchliche Ausstattung und liturgische Geräte	52	15,2
Inchriften an Gebäuden (außer Graffiti)	106	30,9
Graffiti	33	9,6
Glasmalereien	16	4,7
Profane Einrichtungsgegenstände	16	4,7

Verteilung Inchriftengattungen



6.1. Grabdenkmäler und Inchriften des Totengedenkens

Die Grabdenkmäler und Inchriften des Totengedenkens bilden im Bestand dieser Edition mit über 18% als zweitgrößte Gruppe einen durchaus beachtlichen Bestand, wenngleich ihnen, wie eben bemerkt, längst keine solch zentrale Bedeutung wie in Ostösterreich oder den meisten Inchriftenlandschaften Deutschlands zukommt¹¹³. Mit nur vier Inchriften auf Grabdenkmälern verschiedener Art vor 1400 und fünf weiteren vor 1450 setzt die Überlieferung verstärkt erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein. Dabei liegt ein auffälliger Schwerpunkt in den 1490er Jahren¹¹⁴. Insbesondere im späten 15. und 16. Jahrhundert dominiert unter den Typen des Grabdenkmals die Grabplatte; an ihre Seite treten im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts zunehmend andere Arten von Grabdenkmälern.

Vor einem Blick auf die hier edierten Grabdenkmäler soll noch kurz auf die spezifischen Probleme ihrer Erhaltung eingegangen werden. Offenbar blieben Grabdenkmäler nur solange bedeutsam, wie die Familie der Verstorbenen Interesse an ihrer Bewahrung zeigen konnte oder wollte; so haben sich in Stams zahlreiche Grabdenkmäler der Familie Freiberg erhalten, die auch im Barock noch lebhaftes Interesse an der alten Familiengrablege zeigte, während sich von den Grabdenkmälern der nachweislich hier beigesetzten Mitglieder der Geschlechter Liebenberg und Starkenberg auch kopiaal keinerlei Spuren auffinden ließen. Oft wurden Grabdenkmäler im Zuge

¹¹² Zwei Inchriften wurden aufgrund ihrer doppelten Zugehörigkeit doppelt gezählt: Kat.-Nr. 182 (als Grabdenkmal und Graffito) und Kat.-Nr. 1 (als Bildfenster und Gebäudeinschrift).

¹¹³ Hier liegt – nach Stand der bisher erschienenen DI-Bände – der Anteil an Grabdenkmälern überwiegend bei über einem Drittel; vgl. ZAJC, Inchriften 1096.

¹¹⁴ Ein solch eindeutiger Schwerpunkt wie im Bestand von Wiener Neustadt lässt sich (etwa für die Grabplatten) des Tiroler Oberlands nicht ausmachen; vgl. DI 48, LIII.

von Baumaßnahmen zerstört; so hat sich in Sams auffälligerweise kein Grabdenkmal eines Abtes aus der Zeit vor der Barockisierung der Stiftskirche erhalten. Nicht selten wurden Grabplatten auch später sekundär verwendet, verbaut und/oder zerstört; nur selten hat man diese dann bei Restaurierungsarbeiten in jüngerer Zeit wieder aufgefunden¹¹⁵.

In Bezug auf die Erhaltung ist auch das Material der Grabdenkmäler von einiger Bedeutung. Der Großteil der Grabdenkmäler – so etwa alle Grabplatten, Gruftplatten und Grabkreuze – wurde aus Stein gefertigt, wobei für die meisten Grabdenkmäler mit hohem Anspruch der gut haltbare rote Marmor verwendet wurde. Nur äußerst selten fanden witterungsanfällige, schlecht haltbare Steinarten wie Kalksandstein Verwendung, was gegebenenfalls zu entsprechenden Schäden führte (vgl. etwa Kat.-Nrr. 16 und 312). Dies ist umso bedauerlicher, als die Verwendung von Kalksandstein in Tirol bereits an sich einen Hinweis auf den Willen zur Distinguierung bietet¹¹⁶. Bei den Epitaphien ist die Bandbreite der verwendeten Materialien etwas größer. Hier finden sich neben Steindenkmälern auch auf Holz oder Leinwand gemalte Inschriften. Die wenigen erhaltenen Totenschilde des Oberlands wurden (wie üblich) aus Holz geschnitzt. Auf die Tatsache, dass sich nur ein einziges aus Metall gefertigtes Grabdenkmal im Tiroler Oberland erhalten hat, wird im folgenden Kapitel noch hingewiesen. Ein Kuriosum stellt eine 1543 als Graffito mit Rötelstift an der Kircheninnenwand von St. Vigil in Obsaurs ausgeführte Grabinschrift dar (Kat.-Nr. 182).

6.1.1. Typologie der Grabdenkmäler

Blicken wir zunächst auf die verschiedenen Typen an Grabdenkmälern, die im Tiroler Oberland gebräuchlich waren, und ihre zeitliche (Weiter-)Entwicklung. Dabei wird auch diskutiert werden, für welche Nutzung, welchen Zweck bzw. welchen Ort in der Kirche diese Grabdenkmäler geschaffen wurden.

Die ältesten überlieferten Grabinschriften des Bestands datieren vom Ende des 13. Jahrhunderts. Ihre metrischen Texte zierte die Gräber der landesfürstlichen Familie in Sams (Albert III. und Meinhard II.; Kat.-Nrr. 3† und 7†), wobei das Aussehen der jeweiligen Inschriftenträger aufgrund der rein abschriftlichen Überlieferung nicht oder nicht genauer rekonstruiert werden kann¹¹⁷. Eine weitere versifizierte Grabinschrift lässt sich auch für das ausgehende 15. Jahrhundert nachweisen (Erzherzog Sigmund; Kat.-Nr. 31†). Im literarischen Anspruch, nicht aber im Aufbau vergleichbar ist die Inschrift vom Grabdenkmal Herzog Severins von Sachsen aus dem 16. Jahrhundert, die ebenfalls nur kopiai überliefert ist (Kat.-Nr. 58†). Neben diesen Beispielen sind viele weniger anspruchsvolle Grabinschriften in Prosa zu nennen, so etwa eine stark manipulierte Inschrift an der Imster Pfarrkirche, die offenbar aus dem 15. Jahrhundert stammt und auch die Berufsbezeichnung (?) und/oder den Namen des Verstorbenen als *meczger* nennt, also einem ganz anderen sozialen Umfeld zuzuordnen sein dürfte (Kat.-Nr. 24). Ein viel knapperes Formular benützt die Grabinschrift des Johannes Bach von 1458 in Sams: Hier werden nur der Name des Verstorbenen, der Todestag und das Todesjahr genannt (Kat.-Nr. 21). Mit Wortspielen wartet dagegen die Grabinschrift des Stiftsapothekeers Lambert Statfelder von 1644 auf, die sich an der Außenwand der Stamser Pfarrkirche erhalten hat (Kat.-Nr. 108).

Das Gros der Grabdenkmäler stellen die Grabplatten dar, die zumeist mit figuralen Darstellungen der Verstorbenen oder deren Wappen verziert wurden und die zunächst stets eine umlaufende, nach innen ausgerichtete Inschrift aufweisen, was ihre ursprüngliche Funktion als Grabmarkierung und Verschluss des Grabschachtes belegt. Im Inschriftenbestand des Oberlandes lässt sich jedoch der Verlust dieser ursprünglichen Funktion bei gleichzeitiger Beibehaltung des formalen Aufbaus nahelegen; in der Frühen Neuzeit kam es dann auch zu einem schleichenden

¹¹⁵ Ein Beispiel für einen solchen Fund aus dem Tiroler Oberland stellen die in der Stamser Historiographie erwähnten und 1981 anlässlich einer Restaurierung wiedergefundenen Wappensteine in der Stiftskirche der Zisterze dar, von denen der Schild des einen den Tiroler Adler, jener des zweiten einen Rautenschild zeigt; dabei könnte es sich um Teile vom Grabmal Meinhards III. handeln. Zur Diskussion um die Stamser Wappensteine vgl. SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 71; RIEDMANN, Kat.-Nr. 0.8 und 0.9; HYE, Landeswappen 25–28 und KÖFLER, Tod 55f.

¹¹⁶ Eine Untersuchung zur Verwendung verschiedener Steinarten liegt etwa für Hall in Tirol vor, wo sich der Sandstein überhaupt nur für ein Kirchenportal (nämlich jenes der Salvatorkirche) nachweisen lässt; vgl. dazu HOFER, Aus welchem Stein ist Hall gebaut?

¹¹⁷ Zur Zerstörung der Stamser Inschriften in der Fürstengruft, die vor allem durch die häufigen Umbauten in der Stiftskirche bedingt wurde, vgl. Einleitung Kap. 2.1.1.

formalen Wandel in der Gestaltung der Grabplatten. Dem älteren Typus entspricht die älteste erhaltene Grabplatte des Oberlands aus dem Jahr 1348, zugleich eine der frühesten figuralen Grabplatten des gesamten Tiroler Raums¹¹⁸. Hierbei handelt es sich um einen Stein, der den gerüsteten Herzog Simon von Teck mit seinem Wappenschild und Schwert in den Händen als Standfigur zeigt (Kat.-Nr. 8). Nur wenige weitere Beispiele für figurale Grabplatten lassen sich im Oberland nennen; es sind dies die Grabmonumente zweier Frauen aus der Familie Freiberg (jene der Margarethe von Gumpenberg von 1485 im Kreuzgang von Stift Stams, der ersten figuralen Grabplatte einer Frau in Nordtirol überhaupt¹¹⁹, und der Anna von Grienenstein von 1538 in Unterieming; Kat.-Nrr. 23 und 46), und es liegt durchaus nahe, hier Auswirkungen einer Familientradition zu sehen, die auch auf die zweite Familiengrablege der Freiburger in der St. Anna-Kapelle des Stiftes St. Mang in Füssen wirkte¹²⁰. Wesentlich häufiger lassen sich jedoch bereits seit dem 14. Jahrhundert Wappengrabplatten ausmachen, die in verschiedener Ausführlichkeit von der einfachen graphisch-linearen Darstellung des Wappens bis hin zum tiefen Relief mit ausladendem Vollwappen samt prunkvoller Helmzier und -decke das Wappen ins Zentrum der bildlichen Gestaltung setzen. Zwei der ältesten Beispiele hierfür sind im vorliegenden Bestand die Grabplatten eines Mitglieds der Familie Rubein und eines Angehörigen der Familie Freiberg (Kat.-Nrr. 10 und 14†). Bereits unter den ältesten Denkmälern dieses Typs lassen sich auch die verschiedenen Ausführungen mit graphisch-linear eingehauenen Wappen (Grabplatte des Johannes Steinhauser, um 1400; Kat.-Nr. 13) und aufwändigerem Wappenrelief (Heinrich von Gachnang, 1416; Kat.-Nr. 16) vorfinden, so dass man am skulpturalen Aufwand der Wappendarstellung weniger eine zeitliche Entwicklung als vielmehr eine Aussage über die Kosten des jeweiligen Grabmonuments und daraus mittelbar über den sozialen Status des Verstorbenen ablesen kann.

Bis auf zwei Ausnahmen stammen alle erhaltenen Grabplatten des Tiroler Oberlands bis zum letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts aus dem unmittelbaren Umfeld von Stift Stams (vgl. auch Kat.-Nrr. 19†, 22†, 27 und 33†). Erst mit dem Bestand besonders repräsentativer Grabdenkmäler aus maximilianischer Zeit, die dem Bildhauer Sebald Bocksdorfer zugeschrieben werden, finden sich auch Grabplatten außerhalb des Stifts. Dabei handelt es sich um die Wappengrabplatte der Margarethe von Weichs aus Imst von 1494 und jene des Oswald von Schrofenstein in Landeck von 1497 (Kat.-Nrr. 29 und 141). In Stams hat sich die Grabplatte des Sigmund von Neydeck aus dem Jahr 1493 erhalten, die ebenfalls Bocksdorfersche Gestaltungsmerkmale aufweist. Für die Zuschreibung dieses qualitätvollen Grabdenkmals an den produktiven Meister spricht die filigrane Ausführung des Vollwappens, in dessen Spangenhelm man die Züge eines Gesichts erkennen kann (Kat.-Nr. 27).

Auch im 16. Jahrhundert lassen sich noch Wappengrabplatten des älteren Typs aus dem 15. Jahrhundert mit Umschriften nachweisen, so etwa jene des Franz von Spaur in der Rieder Pfarrkirche von 1551 oder des Georg von Colaus in Tarrenz von 1556 (Kat.-Nrr. 190 und 53), doch in beiden Fällen handelt es sich um Ausläufer eines überlebten Typus. Bereits mit der Wappengrabplatte des Ulrich von Tux aus dem Jahr 1516 in Vils und jener der Margarethe Kleinhans von 1517 in Breitenwang setzt sich neben dem Wappen eine mehrzeilige Beschriftung quer zur Längsachse durch, was die Entwicklung hin zum an der Wand aufgestellten Epitaph belegt (Kat.-Nr. 293f.). Ähnliche Beispiele lassen sich an diesen Orten auch für 1566 und 1587 nachweisen (Kat.-Nrr. 308 und 312). Aus epigraphischer Sicht ist bemerkenswert, dass sich mit der Wappengrabplatte des Hans von Hoheneck von 1544 in Vils und jener des Wilhelm Gräfinger von 1598 in Nauders (Kat.-Nrr. 304 und 222) auch zwei Beispiele für Mischformen erhalten haben. Während die Inschrift des ersteren Grabdenkmals oben zeilenweise und unten um das Wappenrelief umlaufend gestaltet wurde, legte man in Nauders ein offensichtlich zeilenweise zu füllendes Schriftfeld in einer ansonsten konservativ mit umlaufender Inschrift versehenen Grabplatte an. Diese Tendenz zur zeilenweisen Beschriftung, die nur mehr sehr selten mit einer Umschrift kombiniert wird, setzt sich im 17. Jahrhundert endgültig durch (s. Kat.-Nrr. 245, 247, 334 und 92). Es drängt sich damit der Schluss auf, die Veränderung der Anordnung der Schrift ließe auch Aussagen zu ihrer Funktion zu: Eine zeilenweise angeordnete Inschrift ist im Interesse der Lesbarkeit zweifellos besser für eine Aufstellung der Grabplatte an der Wand geeignet als die konventionelle Grabplatte des 15. Jahrhunderts mit ihrer umlaufenden Inschrift. Tatsächlich bieten die unten näher

¹¹⁸ Vgl. dazu KÖFLER, Tod 57f.

¹¹⁹ KÖFLER, Tod 58.

¹²⁰ Vgl. dazu SCHMITZ-ESSER, Inschriften (2003) 86–88 und Einleitung Kap. 2.1.1.

ausgeführten Befunde für Gruftplatten und Totenschilde weitere Hinweise darauf, dass dieser Funktionswandel der Grabplatten im Tiroler Oberland schon im Zusammenhang mit deren Blütezeit in den 1490er Jahren und kurz vor diesem formalen, erstmals 1516 greifbaren Übergang hin zur zeilenweisen Beschriftung einsetzte.

Unter den Typen der Grabplatten ist abschließend noch jener der durch den Kelch gekennzeichneten Priestergrabplatte zu nennen, der sich jedoch nur in drei Beispielen – einem aus Breitenwang von 1519 und zwei weiteren aus Vils von 1523 (Kat.-Nrr. 296† und 298f.) – für das Oberland belegen lässt. Zu dieser Gruppe mag man auch den im 17. Jahrhundert zu belegenden Typ der Grabplatte mit Kreuzesdarstellung zählen: Hierbei füllt ein entweder eingehauenes oder als Metallapplikation ausgeführtes Kreuz die Grabplatte, wie es sich im Fall der in Stams beigetzten Äbte nachweisen lässt (Kat.-Nrr. 93 und 107). Auch die in der Vilser Gruft aufgefundene fragmentierte Grabplatte einer weiblichen Verstorbenen (Kat.-Nr. 301) trug ursprünglich offenbar Metalleinlagen.

Im Tiroler Oberland haben sich nur zwei Totenschilde erhalten, die sich beide in der Landecker Pfarrkirche befinden. Dabei handelt es sich zum einen um den Totenschild des Oswald von Schrofenstein, der wie die entsprechende Wappengrabplatte wohl aus der Werkstatt Sebald Bocksdorfers stammen dürfte (Kat.-Nr. 140); unter den zahlreichen Zuschreibungen an Bocksdorfer ist diese auch aufgrund des Umstands überzeugend, dass man einen heute verlorenen Totenschild von Oswalds Frau, Praxedis von Wolkenstein, aus der Innsbrucker Pfarrkirche archivalisch diesem Meister zuschreiben kann¹²¹. Das Formular des Totenschildes gleicht stark jenem der zugehörigen Wappengrabplatte (Kat.-Nr. 141). Ein ähnlicher Befund ergibt sich auch beim zweiten Totenschild aus der Landecker Pfarrkirche, jenem des Leonhard Gienger von 1588 (Kat.-Nr. 210): Der Text des Totenschildes scheint sich auch auf der Wappengrabplatte Gengers befunden zu haben, soweit deren fragmentarisch erhaltene Inschrift diesen Schluss noch zulässt (Kat.-Nr. 211).

Noch seltener als die Totenschilde lassen sich im Oberland Gruftplatten ausmachen, und erneut stammt das einzige Exemplar von 1497 aus der Landecker Pfarrkirche: Es handelt sich dabei um die Gruftplatte aus dem dreiteiligen Ensemble der Grabdenkmäler des Oswald von Schrofenstein (Kat.-Nr. 142). Wie auch das Formular des Steins andeutet, handelt es sich hierbei um den tatsächlichen Verschlussstein der eigentlichen Begräbnisstätte; das flache Relief und die einfache Inschrift lassen kaum einen Zweifel, dass diese Platte für eine Position im Boden vorgesehen war. Am Beispiel der Schrofensteiner Grablege in Landeck stellt sich zugleich die Frage, ob eine sichere formale Unterscheidung von Gruft- und Grabplatte als Verschluss des Grabes im Boden einerseits und dem Epitaph als an der Wand angebrachtem Grabdenkmal¹²² möglich ist. Hier liegt mit der Gruftplatte ein Stein für den Kirchenboden vor, doch ersetzte diese nicht die formal als solche anzusprechende Wappengrabplatte für denselben Verstorbenen, die vielleicht ebenso wie sein Totenschild von vornherein bereits für die Aufrichtung an der Wand vorgesehen war; doch behielt man vorerst die althergebrachte formale Ausgestaltung der Grabplatte mit umlaufender Inschrift bei, die man jedoch bereits mit den parallel zur Unterkante angeordneten Beischriften der vier Wappen der Ahnenprobe konterkarierte. Angesichts der immer tiefer unterschrittenen Wappenreliefs – man denke an die bereits genannten Wappengrabplatten aus der Bocksdorferschen Werkstatt in Stams und Imst – scheint die Aufstellung der ansonsten ein Hindernis für die gefahrlose Begehung des Fußbodens darstellenden Grabplatte sich geradezu aufgedrängt zu haben. Dass dieser Standort- und Funktionswechsel der Grabplatte kurz vor 1500 einsetzte, scheint auch der zu Beginn des 16. Jahrhunderts einsetzende Usus der zeilenweisen Inschriftengestaltung zu belegen.

Probleme anderer Art offenbart ein Blick auf die sukzessive anwachsende Zahl von einzelnen Grabmonumenten an adeligen Familiengrablegungen. Der Stamser Stiftschronist Primisser berichtet, dass die Freiberger in ihrer Kapelle so viele Grabdenkmäler („sua sepulcra et lapides sepulcrales“) aufgerichtet hätten, dass der verfügbare Raum für neue Inschriftenträger geschwunden sei; deshalb hätten sich drei Brüder der Familie entschlossen, ein gemeinsames Grabdenkmal zu errichten¹²³. Das bemerkenswerte Grabmonument von 1456, das äußerlich einer Grabplatte ähnelt, sich aber durch sein aufwändiges Relief mit einem wilden Mann als Schildhalter mit Fahnen der

¹²¹ TRAPP, Denkmale 52; EGG, Kunst in Innsbruck 37; EGG/TRAPP, Totenschilde 39f., 62 und 136f. Wesentlich kritischer in Bezug auf die Zuschreibungen an Bocksdorfer hingegen zuletzt MILLER, Bocksdorfer, dessen Bemerkungen zur Bereinigung des Bocksdorferschen Werkkatalogs hier aus epigraphischer Sicht noch nicht befriedigend kommentiert werden konnten.

¹²² DI 48, LIII–LV.

¹²³ PRIMISSER, Annales III, cap. XXIX § 58.

Familie und mehreren, auch über die engere Ahnenprobe selbst hinausgehenden Wappendarstellungen als ein stehendes Wandmonument auszeichnet, hat sich bis heute erhalten (Kat.-Nr. 20). Ein vergleichbares Denkmal etwas bescheideneren Anspruchs, das sich jedoch formal mit seiner zeilenweisen Beschriftung durchaus nicht an zeitgleichen Grabplatten orientiert, stellt das Grabmonument der Herren von Eben dar, das trotz seiner traditionsbewussten Nennung des Jahres 1289 wohl erst um 1415 entstand (Kat.-Nr. 15).

Tumben oder Hochgräber mit Inschriften ließen sich im Oberland mit einer fraglichen Ausnahme überhaupt nicht nachweisen. Der aus konservatorischer Sicht traurige Fall einer Inschrift auf Fragmenten eines mutmaßlichen Tumbendeckels wohl des ausgehenden 14. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 12), der im Laufe der Arbeiten zu dieser Edition zuerst entdeckt, dann aber unbedacht weitgehend zerstört wurde, ist umso schmerzlicher, als es sich um die einzigen Reste eines solchen Denkmaltyps im Bearbeitungsgebiet gehandelt haben dürfte.

Im Bearbeitungsgebiet ließen sich auch nur wenige Epitaphien nachweisen. Eine Übergangsform von der Grabplatte zum an die Wand gestellten Epitaph mit Andachtsbild stellt Jörg von Freibergs Grabmonument von 1495 in Stams dar (Kat.-Nr. 30), das neben der Wappendarstellung auch den gerüsteten Verstorbenen vor dem Schmerzensmann kniend zeigt; durch Spruchbänder wird die Unterhaltung des auf Gnade hoffenden Verstorbenen mit seinem Heiland ausgedrückt. Ein ähnliches gestalterische Motiv – die Anrufung der Gnade Gottes in Form eines Spruchbands in den Händen des Verstorbenen – lässt sich bereits auf einer Grabplatte aus Rattenberg aus dem späten 14. Jahrhundert fassen¹²⁴.

Um ein Epitaph im engeren Sinne könnte es sich bei einem verlorenen Grabdenkmal für Lienhart von Helmstorff in Pfunds-Stuben von 1566 gehandelt haben (Kat.-Nr. 195†). Erhalten haben sich dagegen ein epitaphartiges Motivbild der Familie Payr mit Wappen und langer Inschrift von 1586 in der Totenkapelle von Prutz (Kat.-Nr. 209) sowie das Grabdenkmal der Familie Zeiler am Friedhof der Pfarrkirche von Breitenwang von 1628 (Kat.-Nr. 333); in beiden Fällen findet sich neben einem Andachtsbild auch die Stifter- bzw. Beterreihe der Familie des verstorbenen Paares. Für die Aufstellung an einer Wand der Stiftskirche von Stams konzipierte man auch das Grabdenkmal des Abtes Melchior Jäger von 1616 (Kat.-Nr. 80), das neben dem Inschriftenfeld das mit einem Totenschädel unter der Mitra bekrönte Wappen des Abtes zeigt. Singulär für das Oberland ist ein wohl aus der Werkstatt des Kaspar Gras stammendes Epitaph aus Metall in der Pfarrkirche von Reutte für Kaspar Bissinger aus dem Jahr 1633 (Kat.-Nr. 335; vgl. allerdings auch die indirekten Belege in Kat.-Nrr. 58† und 301). Dies ist umso bemerkenswerter, als in Innsbruck ein potentes lokales Zentrum des Bronzegusses durchaus erreichbar gewesen wäre.

Nur in zwei Beispielen aus Schattwald lässt sich ein weiterer frühneuzeitlicher Typ von Grabdenkmälern greifen. Es handelt sich dabei um zwei offenbar voneinander abhängige Grabkreuze aus Stein von 1636, die jeweils mit einer Inschrift auf den Kreuzesarmen versehen sind (Kat.-Nr. 336f.).

6.1.2. Die Inschriften des Totengedenkens und ihr Formular

Das langlebige Standardformular von Grabinschriften¹²⁵ als Sterbevermerk mit Namen des/der Verstorbenen und vollständiger Angabe des Sterbetages findet sich im Bearbeitungsgebiet bereits auf der Grabplatte des Herzogs Simon von Teck (Kat.-Nr. 8). Um 1400 werden dann erstmals substantivische Attribute als Erweiterung greifbar, wie etwa das *saltzmaier* auf der Grabplatte des Johannes Steinhauser (Kat.-Nr. 13). Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts findet sich in den Grabmälern adeliger Verstorbenen ein ständisch definiertes Epitheton als Zusatz beim Namen: Zunächst ist es ein *strenger ritter* (Kat.-Nr. 19†), 1456 taucht in einem Denkmal der Freiburger in Stams der Zusatz *edl* auf (Kat.-Nr. 20). 1464 folgt in einer Grabinschrift für Parzival von Annenberg die Titulatur *Edl vnd gestreng Ritter Herr* (Kat.-Nr. 22†); in der Variante *Edel Vnd Vest* begegnet er im Jahr 1493 bei einem anderen einflussreichen Niederadeligen aus Tirol, Sigmund von Neydeck (Kat.-Nr. 27). Dass sich in diesen Prädikaten die soziale Stellung der Personen ausdrückte, zeigt recht eindrücklich die Wappengrabplatte der Margarethe von Weichs, die 1494 als *die edel frau*

¹²⁴ Vgl. KÖFLER, Tod 57f. Hier findet sich auch der Hinweis auf einen ähnlichen Befund auf der Grabplatte der Anna Hofer von 1493 aus Schwaz; ebda 58.

¹²⁵ Zur Entwicklung des Formulars auf Nordtiroler Grabplatten vgl. v.a. KÖFLER, Tod. Der hier genannte Typ des hochmittelalterlichen Formulars ohne Angabe der Jahreszahl lässt sich aufgrund des relativ späten Einsetzens der Überlieferung im Oberland nicht greifen.

bezeichnet wird, während ihr Mann nur *herr jorig puhler* genannt wird; offenbar ist sie im Gegensatz zu ihm altadeliger Herkunft und ihre Familie nicht nur durch den Dienst als Pfleger sozial aufgestiegen. Neu ist hier auch die dezidierte Nennung ihres Familienstandes als *fraw witibin*, dessen Lesung aufgrund der Beschädigung des Steins in diesem Abschnitt jedoch unsicher bleiben muss (Kat.-Nr. 29). Variationen der Titulaturen *Edel und streng* bzw. *edel und fest* gehören dann seit Ende des 15. Jahrhunderts und im 16. Jahrhundert zum festen Formular adeliger Grabinschriften (vgl. etwa Kat.-Nrr. 140f., 30, 33†, 294, 304, 190, 210 und 335). Seit Ende des 16. Jahrhunderts verdichtet sich dieser Titel zu *Erenuest* oder *edlvest* und wird so auch mit *und firmem* ergänzt (vgl. etwa Kat.-Nrr. 195†, 312, 222 und 245). Bei adeligen Frauen kann sich als Zusatz die Betonung der ehelichen Tugenden in Form eines *ernsam* oder *thugenreich* dazu gesellen (Kat.-Nrr. 46 und 308). Aus dem Formular dieser Inschriften fällt die Grabinschrift des landfremden Hans Fugger von 1633 heraus (Kat.-Nr. 92), der seinem Stand als Reichsgraf entsprechend als *HOCH WOLGEBORN* bezeichnet wird; seine Grabinschrift endet zudem mit dem zur Sentenz gewordenen lateinischen Bibelzitat *O MORS QVAM AMARA EST AEMMORIA (!) TVA*, das zwar im Tiroler Oberland singulär ist, sich aber etwa im Epitaph des Göttweiger Abtes Matthias II. von Znaim bereits im 16. Jahrhundert oder dem Epitaph des Daniel Knabl, Stadtrichters von Steyr, von 1673 fassen lässt¹²⁶. Im Laufe des 17. Jahrhunderts kommt es zu einer gewissen Aufweichung der früher Adeligen beigegebenen Epitheta, wenn etwa die Mitglieder der Salzfaktorenfamilie Zeiler sich 1628 als *erenvest und fürnemb* oder – im Falle der Gemahlin – als *Eren-Thugentreich* bezeichnen (Kat.-Nr. 333). Davon abgesetzt begegnet das einfachere *Erber*, das sich für den offensichtlich nicht-adeligen Michael Zobel 1636 in Schattwald nachweisen lässt (Kat.-Nr. 337).

Aus den wenigen Beispielen von Grabdenkmälern für Kleriker lässt sich nur schwer eine eigene Titulatur ableiten. In den drei Beispielen des frühen 16. Jahrhunderts wird Priestern das Attribut *her* oder *wirdig her* beigegeben (Kat.-Nrr. 296† und 298f.). Die knappen Initialen *FSAS* für Frater Sigmund, den Abt von Schönthal, scheinen ein formularmäßiger Import aus dem dortigen Kloster zu sein (Kat.-Nr. 93), wengleich auch die Stamser Äbte kurze Inschriften auf ihren Grabplatten bevorzugt zu haben scheinen (vgl. dazu das einzige erhaltene Fragment unter Kat.-Nr. 107). Das *WOLGELERT MAISTER*, das sich in der Grabplatte des Ulrich von Tux von 1516 finden lässt (Kat.-Nr. 293), dürfte sich wohl nicht auf dessen Karriere als Geistlicher, sondern eher auf sein Studium beziehen, wie auch das zweite Beispiel für eine solche Titulatur von 1622 nahe legt: Hier wird Leonhard Bernhart als *EDL HOCHGELERT HERR* genannt und in der Inschrift zugleich als Doktor beider Rechte ausgewiesen (Kat.-Nr. 247).

Zu den Erweiterungen im Formular der Grabinschriften gehört seit dem 15. Jahrhundert ein Segenswunsch, der erstmals auf einer Grabplatte von 1485 in der Form *gott genad ir sel amen* vorliegt (Kat.-Nr. 23) und der danach in verschiedenen Varianten praktisch zum festen Kanon der Grabinschriften gehört¹²⁷. Dabei wird diese Formel im Laufe des 16. Jahrhunderts immer länger (etwa 1566: *denen baiden der almechtig gott genedig vnd barmherzig sein wel amen*; Kat.-Nr. 308). Dem Trend zu immer umfangreicheren Grabinschriften im Laufe des 16. Jahrhunderts entspricht nicht nur die ausführliche Beschreibung versehener Ämter, wie sie etwa die Grabplatte des Georg von Colaus in Tarrenz von 1556 bietet (Kat.-Nr. 53), sondern auch die in zwei Grabplatten aus Vils nachweisbare Angabe der Sterbestunde (1544: *zwischen 11 vnd 12 vr imdag*, 1566: *vm j vr jm tag*; Kat.-Nrr. 304 und 308). Auch die Nennung des Sterbealters gehört zu dieser zunehmenden Ausführlichkeit des Formulars, wie es sich auf einer fragmentarisch erhaltenen Grabplatte des 15. Jahrhunderts aus Vils oder am Grabmonument des Stamser Abtes Melchior Jäger findet (Kat.-Nrr. 301 und 80).

In zwei 1598 und 1617 datierten Grabdenkmälern aus dem Tiroler Oberland verändert sich das Formular durch Aufnahme eines Satzungsvermerkes, d. h., dass eine weitere Inschrift beigefügt wird, die den Verstorbenen als Auftraggeber des Monuments nennt (*HAT ... DISEN GRABSTAIN MACHEN LASSEN* bzw. noch deutlicher auf den Zweck gerichtet: *HAT ... DISEN GRABSTAIN MACHEN LASSEN ZVR GEDECHTNVS*; Kat.-Nrr. 222 und 245). Diese Grabdenkmäler wurden also auch nach dem Zeugnis der Inschrift selbst zu Lebzeiten des Toten durch diesen in Auftrag gegeben. Ist damit der Verstorbene bereits in den Mittelpunkt der Inschrift gerückt, so denkt die Grabinschrift für Maria Magdalena von Hoheneck in Vils von 1629 (Kat.-Nr. 334) diese Entwicklung konsequent zu Ende, indem sie überhaupt in der Ich-Form formuliert; die Wahl dieser ungewöhnlichen Perspektive dürfte wohl dadurch bedingt sein, dass

¹²⁶ Vgl. dazu ZAJIC, Grabdenkmäler 307.

¹²⁷ Zur Segensformel in der Tiroler Sepulkralepigraphik vgl. auch KÖFLER, Tod 58.

es sich um das Grabmonument einer Sechzehnjährigen handelt, weshalb die Inschrift auch nicht in einer konventionellen Anrufung der göttlichen Gnade, sondern in der an die hinterbliebenen Eltern gerichteten tröstlichen Feststellung *Mir ist wol endet*.

Andere Abweichungen vom einfachen Formular der Grabinschriften lassen sich offenbar durch die Funktion des jeweiligen Grabdenkmals erklären. So beginnt die Inschrift auf der Gruftplatte des Oswald von Schrofenstein 1497 in Landeck (Kat.-Nr. 142) mit der Grabbezeugung *hie lit begravn*, was auf die direkte Nähe zur tatsächlichen Ruhestätte des Leichnams hinweisen soll¹²⁸. Eine ähnliche Formulierung fand sich bereits auf der Grabplatte des Parzival von Annenberg 1464, die eine Grabbezeugung ans Ende stellt: *vnd hie begraben ligt* (Kat.-Nr. 22†). In dieser Formulierung zeigt sich offenbar, dass die Grabplatte von 1464 noch die Funktion einer Grababdeckung im Boden übernahm – eine Aufgabe, die im Landecker Beispiel 1497 eine Gruftplatte übernommen hat. Allerdings bringt hier auch die zugehörige Wappengrabplatte den Zusatz *Der hie begraben ligt* (Kat.-Nr. 141).

Auf den zwei Grabmonumenten an Familienbegräbnissen in Stams findet sich die Erläuterung, der Stein verschließe die Grablege des jeweiligen Geschlechts, sei dies wie bei den Herren von Eben auf Latein (*Seplvtra dominorum de ebn*) oder im Falle der Freiberger auf Deutsch eine *begrabnus*, deren Bedeutung für die Memoria der Familie noch durch die Nennung nicht nur der drei das Monument stiftenden Brüder, sondern auch von *ir vater mutter vnd auch ir gemachln* unterstrichen wird (Kat.-Nrr. 15 und 20).

6.2. Glocken

Verglichen mit anderen Gebieten sind die Verluste an historischen Glocken im Tiroler Oberland relativ gering; von den 57 beschrifteten Glocken sind lediglich 17, also etwas mehr als ein Viertel, nur mehr kopiaal zu erschließen¹²⁹. Überraschend ist die Verteilung der Glockeninschriften auf die drei hier berücksichtigten Politischen Bezirke. Besonders fällt die hohe Zahl an Glocken im ansonsten eher inschriftenarmen Bezirk Reutte auf. Hier stellen die Glockeninschriften ein Viertel des gesamten epigraphischen Bestandes. Absolut gesehen lassen sich fast gleich viele Glocken in den Bezirken Landeck und Reutte fassen. Deutlich bleibt dagegen der Bezirk Imst zurück, der nur rund ein Fünftel der Glockeninschriften dieser Edition stellt (vgl. Tab. 6).

Dieses Ungleichgewicht dürfte sich am ehesten durch die Nähe des Bezirks Imst zur Landeshauptstadt Innsbruck erklären lassen: Die Glockenablieferungen der beiden Weltkriege betrafen insbesondere jene Glocken, die in weniger entlegenen Gebieten aufgehängt waren und somit leichter in die Gießereien abtransportiert werden konnten. Offenbar war dies in den Bezirken Landeck und Reutte nur mit so hohem Aufwand umzusetzen, dass man den Altbestand an Glocken hier erfolgreicher bewahren konnte. Besonders schwierig war es für die Tiroler Denkmalschützer, ganze Geläute zu erhalten; dies gelang jedoch insbesondere in Tannheim im Bezirk Reutte, wo durch den Einsatz des Denkmalmannes unter Oswald Trapp das gesamte Löffler-Geläute vor der Einschmelzung zu Rüstungszwecken im Zweiten Weltkrieg bewahrt werden konnte¹³⁰. Gerade von dieser Glockenaktion haben sich – wie bereits weiter oben erwähnt¹³¹ – im Landeskonservatorat für Tirol zahlreiche Fotografien und Abpausungen der abgenommenen Glocken erhalten, die u. a. die Zuordnung einer bislang weitgehend unbeachteten Glocke an die Gießerei Heinrich Reinharts ermöglichten (Kat.-Nr. 70†).

Besonders erfreulich ist es, dass mit dem Erscheinen dieses Bandes nun erstmals wesentliche Neuansätze für die Reihung der ältesten Tiroler Glocken erfolgen konnten: So gelang es nicht nur, die Lesung des bislang als älteste Glocke Nordtirols geltenden Lermooser Instruments von 1411 zu stützen (Kat.-Nr. 281), sondern aufgrund inschriftenpaläographischer Überlegungen auch noch mit einer bislang für deutlich jünger gehaltenen Glocke aus Lechaschau einen noch älteren Vorläufer im Bezirk Reutte ausfindig zu machen (Kat.-Nr. 280). Beiden Glocken gebührt jedoch nicht der Titel einer ältesten Glocke in Tirol, denn eine bislang im Wesentlichen unbeachtete Glocke aus dem Dachreiter von Stams lässt ihren Ursprung Ende des 13. Jahrhunderts vermuten;

¹²⁸ Vgl. dazu KÖFLER, Tod 58, der vor allem auf die liturgisch-memorale Bedeutung des Hinweises auf den konkreten Ruheort des Leichnams hinweist.

¹²⁹ Im Bezirk Krems sind nur etwas mehr als 50% der edierten Glocken erhalten geblieben; ZAJIC, Krems LXXXIV.

¹³⁰ Ein entsprechender Bericht des damaligen Landeskonservators Trapp über die Glockeneinschmelzungen während des Zweiten Weltkriegs findet sich in: TRAPP, Kunstdenkmäler 53–57.

¹³¹ Vgl. dazu Einleitung Kap. 4.

damit dürfte es sich sogar noch um eine Glocke aus dem Gründungsbestand des Klosters handeln (Kat.-Nr. 5).

Tab. 6: Erhaltung der Glocken im Oberland

		13. Jh.	14. Jh.	15. Jh.	16. Jh.	17. Jh.	Gesamt
Imst	original erhalten	1	–	1	1	2	5
	kopial überliefert	–	–	–	2	5	7
Landeck	original erhalten	–	–	5	6	8	19
	kopial überliefert	–	–	1	2	3	6
Reutte	original erhalten	–	1	4	7	4	16
	kopial überliefert	–	–	–	3	1	4

Auf die spezifischen Schwierigkeiten bei der Aufnahme von Glockeninschriften im Oberland wird später noch ausführlicher einzugehen sein¹³²; im folgenden Abschnitt werden hingegen das Formular der Glockeninschriften, die epigraphisch fassbaren Glockengießer und Fehler bei der Ausführung gegossener Inschriften genauer betrachtet.

6.2.1. Formular der Glockeninschriften

Die Glockeninschriften sollten in den meisten Fällen die apotropäische Funktion des Glockenläutens unterstreichen. Die älteren Glockeninschriften des 15. Jahrhunderts sind zunächst nur in Latein abgefasst; danach entwickelt sich gerade auf Glocken zumeist ein Nebeneinander deutschsprachiger und lateinischer Inschriften¹³³. In der Frühen Neuzeit erhält dabei zumeist die lateinische Inschrift einen apotropäischen Charakter, während die Gießernennung deutschsprachig abgefasst wurde. Dies kann im epigraphischen Bestand entweder durch zwei getrennte Inschriften oder durch eine in zwei unterschiedlichen Sprachen abgefasste Inschrift umgesetzt werden; dabei finden zumeist unterschiedliche Schrifttypen Verwendung, also etwa eine Kapitalis für den lateinischen, dagegen eine Fraktur für den deutschsprachigen Inschriftenteil.

Die ältesten Glockeninschriften bestehen vor allem aus einfachen Aneinanderreihungen von Heiligennamen, wobei sich die Evangelisten besonderer Beliebtheit erfreuen (Kat.-Nrr. 5, 280 und 289). Unter den ebenfalls schon für das 15. Jahrhundert belegten Anrufungsformeln findet sich mit Abstand am häufigsten eine Variation der Gebetsbitte *O rex glorie Christe veni cum pace*, wobei *Christe* bisweilen auch entfällt (zu den ältesten Belegen in den drei Bezirken vgl. Kat.-Nrr. 280, 37 und 145). In der Beliebtheitsskala folgt nach diesen älteren Texten der Englische Gruß *Maria gratia plena dominus tecum*, der sich erstmals 1484 auf einer Glocke aus Lechaschau findet (Kat.-Nrr. 285, 151 und 231). Inhaltlich ähnlich begegnet die Anrufung Mariens auch in einer kopial überlieferten gereimten deutschen Variante des 16. Jahrhunderts aus Holzgau: *Maria Gottes Zel Behüet Was Ich Gloc Ueberschel* (Kat.-Nr. 315†). Mitunter wurde auch eine gemeinsame Anrufung der Gottesmutter Maria und ihres Sohnes Christus ausgedrückt (Kat.-Nrr. 291 und 173). Die Anrufung Christi kann vereinzelt mit jener des Heiligen Geistes zusammenfallen, wie 1524 auf einer Glocke aus Vils (Kat.-Nr. 291). Der Heilige Geist wird aber auch alleine apostrophiert (Kat.-Nr. 302†). Auf den Heiligen Geist spielen auch die vereinzelt überlieferten Inschriften vom Typ *mentem sanctam spontaneam honorem deo et patriae liberationem* an (Kat.-Nrr. 203 und 309). Daneben finden sich zahlreiche andere apotropäische Inschriften mitunter hymnischen Zuschnitts, die Gott als Weltenlenker anrufen (*rector celi nos exaudi*, 1494 in Lähn bei Bichlbach; Kat.-Nr. 288) oder die Funktion der Glocke etwa als Wetterwenderin und Blitzabwehrerin thematisieren (Kat.-Nrr. 255†, 307, 314† und 338†).

Eine Textsorte, die sich insbesondere im 17. Jahrhundert großer Beliebtheit als Glockeninschrift erfreut und nur mehr indirekt auf den apotropäischen Charakter der Glocke eingeht, stellt der Lobpreis Gottes dar, wie er erstmals im Oberland auf einer Löffler-Glocke aus Namlos von 1553 in Form des *DEO SOLI GLORIA* begegnet¹³⁴. Eine verlorene Grinser Glocke von 1632 gehörte mit ihrem Psalmenzitat ebenfalls zu dieser Gruppe (Kat.-Nr. 255†). Zum häufig gebrauch-

¹³² Zu den Schwierigkeiten bei der Aufnahme von Glockeninschriften vgl. Einleitung Kap. 8.

¹³³ Vgl. dazu auch Einleitung Kap. 7.

¹³⁴ Die Glocke stammt ursprünglich aus Weer im PB Schwaz und wurde deshalb gemäß dem Provenienzprinzip nicht in dieser Edition berücksichtigt; vgl. Einleitung Kap. 8.

ten Formular erhebt einen am Rande hierher gehörigen Spruch der Innsbrucker Gießer Heinrich Reinhart am Beginn des 17. Jahrhunderts; eine an seinen Instrumenten oft angebrachte Inschrift lautet (wiederum in verschiedenen Varianten): *Zu Gottes ehr und dienst geher ich, Heinrich Reinhart zu Innsbruck gus mich* (Kat.-Nrr. 90, 233, 238f. und 249), was sogar die Zuschreibung einer in ihrer Inschrift nur mehr fragmentarisch greifbaren Glocke aus Wenns an seine Gießerwerkstatt ermöglicht (Kat.-Nr. 70†).

Sehr selten sind hingegen Glockeninschriften, die keinerlei Gottesbezug aufweisen. Neben der gelegentlich vorkommenden Angabe des Gussjahres oder lediglich des Gießers sei hier eine Inschrift aus Fiss von 1581 als Beispiel für eine weitverbreitete gereimte Glockenrede zitiert: *Aus dem Feuer bin ich geflossen, zu Kempten bin ich gegossen* (Kat.-Nr. 207). Auffällig am Formular der Glockeninschriften ist, dass sie wesentlich häufiger den Gießer als den Stifter nennen.

6.2.2. Glockengießer

Blickt man auf die im Bearbeitungsgebiet vertretenen Glockengießer, so treten hier besonders deutlich die über die Grenzen Tirols hinausreichenden kulturellen Verbindungen des Oberlands zu Tage. Gerade die ersten namentlich bekannten Gießer des 15. Jahrhunderts stammen aus Ulm (Johannes Frädenberger, Glocke in der Galtürer Pfarrkirche von 1441; Kat.-Nr. 132), aus Augsburg (Stefan Wiggau, Lechaschau 1484, sowie Christian Kessler samt Hans und Laux Zotman, Ladis 1499; Kat.-Nrr. 285 und 143) oder aus München (Ulrich von Rosen, Lähn bei Bichlbach 1494, Kat.-Nr. 288). Der nur einmal in einer kopiaal überlieferten Glockeninschrift von 1519 aus Karres genannte Hans Reiter konnte nicht genauer zugeordnet werden (Kat.-Nr. 44†).

Der Aufstieg des Glockengusses in Tirol verbindet sich dagegen mit der ersten großen Glockengießerdynastie des 16. Jahrhunderts in Innsbruck, der Familie Löffler. Deren Mitglieder wurden nun rasch zu den Hauptlieferanten der Oberländer Glocken, auch wenn die Zuschreibung einer Glocke aus Vils von 1524 an Mitglieder der Familie Löffler wohl nicht haltbar ist (Kat.-Nr. 300). In den folgenden Jahrzehnten kommt es zu zahlreichen Glockengüssen durch Gregor Löffler und seine Söhne Hans Christoph und Elias, die in wechselnden Konstellationen Glocken für die Kirchen in Weer (1553, heute in Namlos¹³⁵), Berwang (1557) und Tannheim (1561) herstellen (Kat.-Nr. 306f.). Mit Tannheim verbindet sich dann auch der Name der Löffler in besonderer Weise, da sich hier das berühmte Löfflergeläute erhalten hat; es wurde 1580 von Hans Christoph Löffler gegossen, aus dessen Gießerei sich auch eine große Anzahl weiterer Glocken des Oberlands zwischen 1562 und 1590 erhalten hat (Kat.-Nrr. 192, 200, 203, 309–311, 207 und 63). Ein sehr produktives Mitglied der Familie war auch der bereits 1543 verstorbene Alexander Löffler, der sich in den 1530er Jahren als selbständiger Gießer in Südtirol niederließ; von ihm stammen zwei Glocken in der Nauderer Pfarrkirche (1533) und der Margarethenkapelle in Pians (1539) (Kat.-Nrr. 173 und 177).

Einhergehend mit der Produktion der Löfflerschen Gießerei können wir gegen Ende des 16. Jahrhunderts dann wieder vermehrt auswärtige Gießer epigraphisch nachweisen. So goss ein Kemptner Gießer 1581 eine Glocke für Fiss (Kat.-Nr. 209†) und der Feldkircher Gießer Georg Hauser lässt sich für 1591 und 1602 im Oberland nachweisen – damit ist es übrigens gelungen, die Tätigkeit Georg Hausers bereits zwei Jahre früher als bisher nachzuweisen (Kat.-Nrr. 64† und 231). Aus Augsburg stammte auch Wolfgang Neidhart, der Gießer des Salzburger Domgeläutes, der sich mit einer Glocke in Breitenwang von 1597 und einer in Barwies 1617 als Hersteller greifen lässt (Kat.-Nrr. 314† und 81).

Die Löfflersche Gießerei in Innsbruck war mittlerweile von Heinrich Reinhart übernommen worden, der mit seinen Glocken wiederum zahlreiche Aufträge für das Tiroler Oberland ausführte: Nicht weniger als sieben Oberländer Glocken lassen sich für einen Zeitraum von 1602 bis 1626 diesem Gießer zuschreiben (Kat.-Nrr. 70†, 233, 238f., 325, 249 und 90). Unter den Innsbrucker Gießern des 17. Jahrhunderts ist auch Friedrich Reinhart zu nennen, der 1637 zwei Serfauser Glocken schuf (Kat.-Nrr. 260 und 261†). Nach ihm ist es vor allem Bartlmä (Bartholomäus) Kötthelath, mit dem sich die Innsbrucker Dominanz in der Glockenzulieferung gegen Mitte des Jahrhunderts fortsetzt (Kat.-Nrr. 269, 339 und 278). Neben diesen Innsbrucker Gießern lässt sich für Grins auch ein lothringischer Wandergießer, Elias Sermosius, mit zwei Glocken von 1632 fassen (Kat.-Nrr. 255† und 256†).

¹³⁵ Vgl. dazu Einleitung Kap. 8.

Eine Konstante des Tiroler Glockengießergewerbes stellt eine weitere bedeutende Innsbrucker Glockengießfamilie dar, deren Betrieb noch heute besteht: Es handelt sich um die Familie Grassmayr¹³⁶. Zwar haben sich von dieser aus dem Ötztal stammenden Familie keine Glocken aus dem Editionszeitraum im Oberland erhalten, doch ist ihre Geschichte dennoch in zweifacher Hinsicht für die vorliegende Edition von Belang: Einmal betreibt die Familie ein Glockenmuseum in Innsbruck, in dem sich auch einige der hier aufgenommenen Oberländer Glocken erhalten haben; andererseits ist das Stammhaus der Familie in Habichen reich mit Fassadenmalereien des 17. Jahrhunderts verziert, die hier ebenfalls behandelt werden; dabei beziehen sich die Darstellungen dieser Malereien durchaus auch auf das Gewerbe der Familie (Kat.-Nr. 95).

6.2.3. Fehler bei der Ausführung gegossener Inschriften

Eine Besonderheit der Glockeninschriften ist die offensichtlich besonders große Schwierigkeit ihres korrekten Gusses bzw. die geringe Aufmerksamkeit, die dieser scheinbar mitunter genoss¹³⁷. So lassen sich immer wieder Defekte bei Ausführung der Inschriften feststellen; auch die Glocken im Tiroler Oberland machen hier keine Ausnahme. Dies zeigt sich etwa an einer Glockeninschrift aus der Pfarrkirche von Pettneu am Arlberg aus dem Jahr 1611: Hier wurde das *IAR* der Datierung zu *IRA* verschrieben (Kat.-Nr. 238). Die wahrscheinlich aus dem späten 13. Jahrhundert stammende Glocke im Glockenturm der Stanser Stiftskirche (Kat.-Nr. 5) trägt neben den in gewohnter Leserichtung gegossenen Evangelistennamen auch ein *SANCTA MARIA*, das wohl apotropäischen Vorstellungen entsprechend rückläufig in die Hohlform geritzt wurde, wobei das retrograde *C* offenbar ein Versehen darstellt.

6.3. Kirchliche Ausstattungsgegenstände und liturgische Geräte

Zusammen mit den Inschriften auf Grabdenkmälern und Glocken gehören die beschrifteten kirchlichen Ausstattungsgegenstände zu den drei etwa gleich großen Gruppen mit rund 15–18% des Bestandes. Es versteht sich von selbst, dass sich hinter dieser Zahl die reiche Ausstattung insbesondere der Pfarrkirchen im Tiroler Oberland verbirgt, und es verwundert wenig, dass gerade das Kloster Stams mit seinen Beständen einen erheblichen Anteil zu dieser Inschriftengruppe beiträgt. Allerdings fällt die hohe Zahl an Ausstattungsgegenständen hohen Alters auch in kleineren Filialkirchen und Kapellen auf, die den künstlerischen Reichtum der Region in der Zeit der Spätgotik und des Frühbarock spiegeln.

Die ältesten Inschriften dieser Gruppe befinden sich auf jenen Objekten, die mehr oder weniger direkt mit den Anfängen der Zisterze Stams zusammenhängen. So wurde zumindest kopial eine metrische Inschrift von 1288 überliefert, die sich auf dem Brunnen im Kreuzgang des Stiftes befand; sie unterstreicht die besondere Bedeutung, die dem Brunnen im mittelalterlichen Klostergebäude zukam (Kat.-Nr. 4†). Unmittelbar aus der Gründungsausstattung stammt vielleicht auch ein heute im Stiftsmuseum aufbewahrter „Lasterteller“, eine sogenannte Hansaschüssel, die in grober Gravur die Namen von vier darauf abgebildeten Lastern wiedergibt (Kat.-Nr. 6).

Im 14. Jahrhundert bricht die Überlieferung dieser Inschriftengattung ab, um erst wieder mit dem Bauboom der Spätgotik seit der Mitte des 15. Jahrhunderts und einer zugehörigen Welle neuer Kirchengeschmückungen einzusetzen. Doch liegt der sehr frühe Beleg einer Jahreszahl in arabischen Ziffern auf einer deutlich älteren, romanischen Madonna noch vor diesem Zeithorizont. Die an der Rückseite der Statue in der Serfauser Wallfahrtskirche eingeritzte Jahresangabe (1)427 bezieht sich wahrscheinlich auf eine farbige Neufassung der Plastik (Kat.-Nr. 126).

Unter den hierher gehörenden epigraphischen Zeugnissen des 15. Jahrhunderts befinden sich dann auch wieder mehrere Stanser Objekte. Eine Kreuzigungstafel von 1430/40 im Stiftsmuseum, die ein Pendant in der etwas früheren Wiltener Kreuzigung im Unteren Belvedere in Wien besitzt, weist vor allem ein Spruchband mit dem *vere filius dei erat iste* auf und bezieht die Szene damit direkt auf einen bestimmten Moment in den Evangelien (Kat.-Nr. 18). Ein epigraphisch ähnlich aufbereitetes Thema findet sich auch in einer Wandmalerei in der Stubener Pfarrkirche (Kat.-Nr.

¹³⁶ Zur Geschichte der Familie Grassmayr vgl. zusammenfassend etwa GRANICHSTAEDTEN-CZERVA, Beiträge 55f.

¹³⁷ Zur Technik der Fertigung von Glockeninschriften vgl. zusammenfassend KLOOS, Einführung 80–83. Auf solche Verschreibungen und ihren Zusammenhang mit der Technik des Glockengusses verweist auch kurz FAVREAU, Épigraphie 51f.

147), was die Bindung des Inschriftenformulars an die Ikonographie (und nicht deren Bindung an den Inschriftenträger) belegt. Ähnlich verhält es sich bei einem 1595 datierten Bergkristallkreuz, das neben der Stifterinschrift die Worte Christi am Kreuz *ELI, ELI, LAMMAA SAB-THANI* aufweist (Kat.-Nr. 66). Ebenfalls im Stiftsmuseum Stams befindet sich auch ein Pedum von 1603 mit Initialen (des ausführenden Handwerkers?) und Jahreszahl an der Oberseite der Krümme (Kat.-Nr. 71). Eine Reihe von Abtportraits des frühen 17. Jahrhunderts im Klausurtrakt des Stiftes weist neben erneuerten Hauptinschriften als Originalbestand mehrere Inschriften als Texte der im Bild dargestellten aufgeschlagenen Bücher und Briefe auf (Kat.-Nr. 99–106 und 113).

An Inschriften auf liturgischen Gewändern ließ sich nur ein einziges, wenn auch aufgrund seiner Machart besonderes Beispiel fassen, eine wohl für den Vollzug der Freiberger Jahrtagsverbindlichkeiten in Stams vorgesehene Kasel mit einer nach einem Vesalschen Vorbild gestalteten Skelettfigur und Stifterinschrift von 1623 (Kat.-Nr. 88). Sie ähnelt einem Stück in Kremsmünster aus der Werkstatt des Augsburger Meisters Johann Jakob Pfalzer, der wohl auch das Stamser Objekt anfertigte.

In drei Fällen haben sich knappe Inschriften auf Prozessionsstangen erhalten, die aus Galtür (1598) bzw. aus Serfaus (1617) stammen (Kat.-Nrr. 224 und 244†). Ähnlich wie die Inschriften auf den sogenannten Pestleuchtern der Pfarrkirche von Breitenwang, die ebenfalls in das 17. Jahrhundert datieren (Kat.-Nr. 322), handelt es sich dabei um bisweilen um Initialen erweiterte einfache Jahreszahlen. Die Initialen dürften dabei wohl auf die Stifter oder die ausführenden Handwerker hinweisen. Als Stifter zweier Objekte (ein Kruzifix am Triumphbogen, eine Georgsfigur) für die Kapelle St. Georgen ob Tösens wird inschriftlich ein Jörg Schwarz ausgewiesen (Kat.-Nrr. 254 und 257).

Zur Kirchengenausstattung im weiteren Sinn gehören Inschriften wie jene am Eisengitter einer Kapelle in Prutz von 1615, die den ausführenden Schlosser nennt, sowie zwei Inschriften auf einem Beichtstuhl (Stifterinschrift von 1648) aus Landeck und einem Sakristeischrank (Jesusmonogramm von 1653) aus Silz (Kat.-Nrr. 243, 272 und 111).

Bei dem einzigen Reliquiar aus dem Untersuchungszeitraum, auf dem sich eine Inschrift ausmachen ließ, handelt es sich um ein kurioses Stück: Das wohl um 1600 entstandene Stephanus-Reliquiar mit einer wahrscheinlich einer karolingerzeitlichen Schenkung entstammenden Reliquie aus Kloster Prüm fand durch die Wirren der Koalitionskriege seinen Weg in die Pfarrkirche von Ischl. Auf dem kostbaren Armreliquiar befindet sich ein vollrundes Sichtfenster mit der Umschrift *BRACHIVM S(ANCTI) STEPHANI PROTO MARTGRIS* (Kat.-Nr. 230).

6.3.1. Taufsteine

Ein charakteristisches Spezifikum des Bestandes stellen die fast durchwegs an zwei verschiedenen Haupttypen orientierten Taufsteine dar, die trotz der Umbauten etwa des Barock oder des 19. Jahrhunderts noch häufig im Oberland erhalten blieben. Hier lassen sich formal vor allem die Objekte in Serfaus, Elbigenalp und Holzgau, die ein halbkugelförmiges Becken aufweisen, von den spätgotischen polygonal gestalteten Beispielen unterscheiden. Der Taufstein in der Serfauser Wallfahrtskirche fällt dabei sowohl durch sein höheres Alter (1403?) als auch durch die Nennung seines nicht näher zu identifizierenden Stifters (?), Hans Waltl von Serfaus, als ungewöhnlich auf (Kat.-Nr. 124). Dagegen sind die Taufsteine aus Holzgau (zwischen 1435 und 1439) und Elbigenalp (1440) von der äußeren Gestaltung her direkt voneinander abhängig (Kat.-Nr. 283f.). Der epigraphische Befund zeigt jedoch erhebliche Unterschiede: Während die Inschrift in Holzgau in deutscher Sprache abgefasst wurde und direkt auf den ausführenden Handwerker oder wohl eher den Stifter hinweist (*disen stain hat gemacht*), ist die Inschrift am Taufstein in Elbigenalp in Latein gehalten und bezieht sich auf die liturgische Funktion des Beckens. Damit drückt sich in den Taufsteinen sowohl die Verbundenheit als auch die Konkurrenz der beiden Pfarrkirchen aus, deren Pfarrsprengel erst 1401 vom Bischof von Augsburg getrennt worden waren¹³⁸. Bemerkenswert ist, dass der ältere Taufstein offenbar in der jüngeren, abgespaltenen Pfarre Holzgau entstand, woraufhin man sich offensichtlich in Elbigenalp nicht nur genötigt sah, einen vergleichbaren Gegenstand anfertigen zu lassen, sondern sich auch gleich durch eine lateinisch abgefasste Inschrift von der jüngeren Pfarre zu distinguieren.

¹³⁸ Vgl. dazu auch Einleitung Kap. 2.

Die jüngere, spätgotische Gruppe mit oktagonalem Becken lässt sich im 16. Jahrhundert mit den fünf Exemplaren in Landeck (1506?), Nassereith (1507), Fließ (1523), Kappl (1575) und Rietz (1581) belegen (Kat.-Nrr. 158, 39, 167, 201 und 62); ihr oktogonaler Aufbau verweist auf die Acht als Zahl der Erlösung, an der der Täufling durch das hier gespendete Sakrament Anteil hat¹³⁹. Die spätgotischen Taufbecken besitzen zumeist eine Datierung und mehrere Wappendarstellungen, die mit den Namen der jeweiligen Geschlechter und Herrschaften versehen wurden. Nur im Falle des Kappler Taufsteins findet sich auch eine Inschrift, die – wie am älteren Taufstein in Elbigenalp – direkt auf die Funktion des Gegenstandes abhebt.

6.3.2. Altäre

Unter den kirchlichen Ausstattungsgegenständen nehmen die Altäre einen besonderen Platz ein; auf ihnen findet sich häufig eine große Anzahl von Inschriften. Wie bei den Wandmalereien¹⁴⁰ handelt es sich dabei häufig um Tituli zu Heiligenfiguren (etwa Kat.-Nrr. 11, 327† und 263), vereinzelt umgeformt in eine Heiligenanrufung wie am linken Seitenaltar der Hüttkapelle in Pflach aus der Zeit um 1618 (Kat.-Nr. 326†). Im Gegensatz zu den Darstellungen der Wandmalereien finden sich auf den Altarblättern jedoch häufig Details, deren Darstellung durch die andere Maltechnik auf Holz bzw. Leinwand ermöglicht wird. Hierzu zählt etwa das häufig wiederkehrende Motiv der Engel mit Notenblatt in der Hand; dabei tragen diese Notenblätter neben Noten auch häufig den Text des Liedes. Insbesondere die Anfangszeilen des Gloria tauchen hier entsprechend der Verkündigung an die Hirten nach dem Lukasevangelium¹⁴¹ auf, so im Weihnachtsbild des „Defensoriums“ in Stams (1426), der Mitteltafel des ehemaligen Hochaltars der Landecker Pfarrkirche (1504) und auf dem um 1620 entstandenen sogenannten Feldaltar Erzherzog Maximilians III. in Stams (Kat.-Nrr. 17, 153 und 82). Auf der „Grussit-Tafel“ in Stams mit der Darstellung einer Marienkrönung von 1388 (?) findet sich hingegen der Text des Hymnus *Regina celi letare* in den Händen der Engel (Kat.-Nr. 11). Zu den durch die Maltechnik ermöglichten epigraphischen Details gehören zudem versteckte, oftmals nur wenige Millimeter große Inschriften wie jener aus gemalten Perlen geformte Titulus, den nur der aufmerksame Betrachter bei intensivem Studium der Stamser Grussit-Tafel im Kronreif der Hl. Agnes vorfinden kann. Auch die Gewandsauminschriften auf der Mitteltafel des Landecker Hochaltars von 1504 sind hier zu nennen (Kat.-Nr. 153).

Häufig finden sich gut sichtbar angebrachte Stifterinschriften auf den Altären, so auf dem heute im Meraner Stadtmuseum aufbewahrten Altar der Landecker Burgkapelle von 1537, am rechten Seitenaltar der Martinskapelle in Tschafein von 1624, dem vom Stamser Abt Paul Gay 1633 gestifteten Altar mit dem Amplexus des Hl. Bernhard von Clairvaux in Haiming, auf dem rechten Seitenaltar der Leonhardskapelle in Nauders von 1651 oder an zwei Altären der Landecker Burschlkirche von 1651 bzw. 1652 (Kat.-Nrr. 174, 248, 94, 258, 274f.).

Neben diesen ausführlichen Inschriften lassen sich auch einfache Datierungen der Objekte finden, wie dies etwa am Stamser Hochaltar und zwei weiteren Altären des Oberlands der Fall ist (Kat.-Nrr. 77†, 78 und 153). Die Datierung wird mitunter von einer Nennung der ausführenden Künstler oder deren Signatur begleitet; besonders ausführlich geschah dies etwa an der Rückseite des Altares in der Rochuskapelle in Biberwier von 1618 (Kat.-Nr. 324) und am ehemaligen Altarbild aus der Annakapelle in Vils von 1625 (Kat.-Nr. 330).

Unter den Altären lassen sich zwei aus epigraphischer Sicht besonders bemerkenswerte Fälle herausgreifen. Zum einen handelt es sich dabei um den bereits genannten „Feldaltar“ Erzherzog Maximilians III. aus der Zeit um 1620, der neben der hohen Qualität der Darstellung auch längere Inschriften mit ähnlich hohem Anspruch aufweist (Kat.-Nr. 82). Andererseits ist hier wiederum das „Defensorium“ aus Stams zu nennen. Als Vorlage für diesen 1426 gestifteten Altar diente ein zeitgenössischer Traktat, das „Defensorium Inviolatae Virginitatis Mariae“ des Wiener Dominikaners Franz von Retz, was ein kompliziertes Bild-Text-Programm ergab. Ziel des Traktats – und damit des hier besprochenen Altares – ist es, mit Exempla aus dem Alten Testament sowie aus der Tier- und Pflanzenwelt die Möglichkeit der Jungfräulichkeit Mariens zu belegen. Der Stamser Altar stellt zugleich die älteste Überlieferung dieses Traktats dar, da der Urtext des

¹³⁹ Zur Symbolik der Achtzahl vgl. ausführlicher NAREDI-RAINER, Architektur 51–56.

¹⁴⁰ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.4.

¹⁴¹ Lk 2,12–14.

Franz von Retz verloren ging. Umso verwunderlicher ist es, dass die Forschung bislang nur wenig Notiz von diesem singulären Denkmal genommen hat (Kat.-Nr. 17).

6.4. Inschriften an Gebäuden

Mit rund 31% der Katalognummern handelt es sich bei den Inschriften an Gebäuden um die mit Abstand größte Inschriftengattung des Tiroler Oberlands; auf die Besonderheit dieses Umstands insbesondere im Gegensatz zu den ostösterreichischen Inschriftenlandschaften ist bereits weiter oben hingewiesen worden¹⁴². Gerade die reichen spätgotischen Wandmalerei-Zyklen im Innen- und Außenraum der Kirchen, aber auch die Tradition der Fassadenmalereien an repräsentativen Bauern- und Wirtshäusern im Frühbarock spiegeln sich in dieser Dominanz der Gebäudeinschriften. Da es sich damit um den wichtigsten Bereich der epigraphischen Überlieferung aus den Bezirken Imst, Landeck und Reutte handelt, wird hier vor der Besprechung der Inschriften getrennt nach dem kirchlichen und profanen Bereich (Kapitel 6.4.2. und 6.4.3.) die Überlieferung insbesondere der gemalten¹⁴³ Inschriften an Gebäuden problematisiert.

6.4.1. Überlieferungsproblematik der (gemalten) Gebäudeinschriften

Die unterschiedliche Gewichtung der Inschriftengattungen gegenüber dem ostösterreichischen Raum bringt es mit sich, dass die Bearbeiter dieses Bandes anderen Hauptschwierigkeiten bei der Aufnahme gegenüberstanden, als dies in Ostösterreich der Fall ist. Handelt es sich bei den dort vorrangig auftretenden Grabdenkmälern naturgemäß vor allem um steinerne Zeugen der Vergangenheit, bringen die zumeist gemalten Gebäudeinschriften in viel größerem Ausmaß die Probleme fragmentarischer Erhaltung mit sich. Die die größte Gruppe unter den Gebäudeinschriften ausmachenden Beischriften zu Wandmalereien haben – fast durchwegs in Secco-Technik ausgeführt – nur in wenigen Fällen keine Beschädigungen erlitten. Elga Lanc fasste das Problem folgendermaßen zusammen: „Dass Schriftzeilen naturgemäß erst nach Fertigstellung der Wandgemälde in Spruchbändern über der Malschicht bzw. an der Wand aufgetragen wurden, hatte ihre geringere Haftung auf dem bereits trockenen Grund zur Folge, weshalb ein großer Teil von ihnen verloren ging.“¹⁴⁴ Zu diesen Schwierigkeiten der Erhaltung im engeren Sinne treten jedoch auch gerade im ländlichen Raum oft unsachgemäß ausgeführte Restaurierungen hinzu. Hat eine mittelalterliche Wandmalerei Jahrhunderte lang etwa unter barockem Putz überdauert, so folgt der Aufdeckung nicht selten eine Restaurierung, bei der die Inschriften eine unbedarfte Behandlung im Sinne besserer Lesbarkeit der Texte erfahren; gerade das durchaus wohlwollende Nachziehen vermeintlich sicher erkennbarer Buchstabenteile hat bei Schriften wie der gotischen Minuskel deren praktisch totale Unlesbarkeit zur Folge, auch wenn der optische Gesamteindruck der Schrift oberflächlich erhalten blieb. So ist etwa eine spätgotische Grabinschrift an der Imster Pfarrkirche kaum mehr sinnvoll zu lesen, obwohl die Buchstaben deutlich erkennbar zu sein scheinen (Kat.-Nr. 24). Ein abschreckendes Beispiel stammt aus der Pfarrkirche von Umhausen: Eine Bildunterschrift aus dem 16. Jahrhundert lässt sich hier nach mehrfacher Überarbeitung nur mehr als *möLeherKVPrI* lesen – auch eine epigraphische Detailuntersuchung kann hier nichts mehr zur Klärung der ursprünglichen Inschrift beitragen¹⁴⁵. Ein weniger dramatisches Beispiel dafür sind zwei der Inschriften (nämlich III und IV) auf dem Zeiler-Epitaph am Friedhof der Pfarrkirche Breitenwang (Kat.-Nr. 333). Doch selbst bei sachgemäßer Restaurierung nicht nur der bildlichen Darstellungen, sondern auch von deren Beischriften bleiben grundsätzliche Probleme der Konservierung bestehen, wie eine Wandmalerei in der Pfarrkirche von Stuben zeigt: Spruchbänder auf einem der gotischen Wandgemälde, die 1912 aufgedeckt wurden, waren nach der Restaurierung von 1970 noch ausgezeichnet zu lesen – heute belegen dies nur mehr die damals angefertigten Fotos aus dem Bildarchiv des Landeskonservatorats für Tirol in Innsbruck (Kat.-Nr. 148). Die Notwendigkeit der möglichst eingehenden Aufnahme gerade der gemalten Inschriften wird am Bestand des Tiroler Oberlandes somit überdeutlich.

¹⁴² Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.

¹⁴³ Wenn im Folgenden insbesondere von den gemalten Gebäudeinschriften die Rede ist, so liegt dies an ihrer deutlichen zahlenmäßigen Überlegenheit gegenüber den nicht gemalten, sondern auf anderem Wege hergestellten (etwa in Stein gemeißelten) Inschriften.

¹⁴⁴ LANC, guten fursatz 294.

¹⁴⁵ Vgl. Einleitung Kap. 8.

6.4.2. Inschriften in und an Kirchen

Grundsätzlich lassen sich nach Elga Lanc Inschriften in bzw. bei Wandmalereien in zwei große Gruppen trennen: Die Inschriften, die weitgehend unabhängig von Wandmalereien angebracht wurden, und jene, die im unmittelbaren Kontext mit der Malerei stehen, sich direkt inhaltlich auf diese beziehen oder diese ergänzen¹⁴⁶.

Zur ersteren Gruppe gehören etwa die Weiheinschriften bzw. Reliquienkataloge, die sich in der romanischen Mittelapsis der Stamser Stiftskirche aus dem späten 13. Jahrhundert und in St. Georgen ob Tösens aus dem späten 15. Jahrhundert erhalten haben (Kat.-Nrr. 2 und 135). Die gemalten Inschriftenfelder in St. Georgen beinhalten dabei im Gegensatz zur Stamser Weiheinschrift neben der ausführlichen Reliquienaufzählung auch den Namen des ausführenden Malers, Marx (Danauer) aus Innsbruck.

Eine große Anzahl von Inschriften an kirchlichen Bauten machen die Bauinschriften aus, die sich äußerst zahlreich insbesondere aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und aus dem 16. Jahrhundert erhalten haben. Diese bestehen zumeist aus einer einfachen Bauzahl, werden jedoch bisweilen mit der Nennung des Stifters oder der Stifterinitialen bzw. den Initialen des ausführenden Malers versehen. Die erhaltenen und kopiaal überlieferten Bauinschriften finden sich vor allem im Innenraum der Kirchen, wesentlich seltener an der Außenwand des Kirchenschiffs – ein Ungleichgewicht, das sich auch unter Berücksichtigung der etwas häufigeren Bauinschriften auf Türmen nicht ganz ausgleicht. Damit scheint in Tirol der Außenbau von Kirchen bei der Anbringung von Bauinschriften eine untergeordnete Rolle gegenüber dem Innenraum gespielt zu haben¹⁴⁷. Der Großteil aller Bauinschriften wurde direkt auf den Putz gemalt; wesentlich seltener verewigte man sie in Stein oder auf Holz, wie etwa 1596 an der Holzdecke der Nauderer Leonhardskapelle (Kat.-Nr. 220). Blickt man auf die zeitliche Verteilung der insgesamt 18 Bauzahlen, so stellt man einen gewissen Einbruch um die Mitte des 16. Jahrhunderts fest. Diese Zäsur lässt sich damit erklären, dass nach dem spätgotischen Bauboom des 15. und frühen 16. Jahrhunderts in der Zeit der frühen Konfessionalisierung nur wenige Kirchenbauten in Tirol entstanden oder renoviert wurden; als dann mit dem Frühbarock und der Gegenreformation zu Ende des 16. Jahrhunderts und vor allem im 17. Jahrhundert neuer Schwung in den Tiroler Kirchenbau kam, nahmen auch die Bauinschriften wieder deutlich an Zahl zu. Worauf die Bauinschriften und vor allem die Bauzahlen konkret hinweisen, lässt sich dabei nur aus dem jeweiligen Kontext erschließen: Sie können sich sowohl auf die Erbauung des Gesamtgebäudes, eines Gebäudeteils, eine Renovierung, als auch auf eine Ausmalung beziehen. Zur Vorsicht bei der Zuordnung mahnt ein Beispiel aus der Rochuskapelle in Reutte: Die dort sichtbare Bauzahl 1526 kann sich kaum auf die Erbauung der Kapelle beziehen, da diese überhaupt erst 1619 errichtet wurde. Vielleicht handelt es sich hierbei also um eine Spolie aus einer Vorgängerkapelle (Kat.-Nr. 303).

Weit komplexer stellt sich jedoch die zweite Gruppe mit jenen Inschriften dar, die in direktem Zusammenhang mit der Anbringung von Wandmalereien stehen, diese kommentieren oder ergänzen und somit einen integralen Bestandteil von deren Ikonographie darstellen. Hierunter fallen zunächst alle Tituli, wie etwa die Nennung des Hl. Daniel in der Imster Friedhofskapelle und an der Außenwand der dortigen Pfarrkirche jeweils vom Ende des 15. Jahrhunderts (Kat.-Nrr. 26 und 36) oder bestimmte Teile der Wandmalereien in St. Georgen ob Tösens von 1482 und 1496 (etwa Kat.-Nr. 138f.).

Etwas aufwändiger sind bereits die in Spruchbändern eingeschlossenen Inschriften. Dabei kann es sich durchaus auch um eine Art Titulus handeln, etwa in den Spruchbändern der Evangelistensymbole, wie sie in mehreren Chorgewölben spätgotischer Kirchen und Kapellen im Oberland vorkommen. Beispiele hierfür sind die Wallfahrtskirche von Serfaus mit Wandmalereien aus der Zeit um 1360 (Kat.-Nr. 123), die Inschriften in der Stubener Pfarrkirche aus dem späten 15. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 146) oder in der Fernsteinkapelle vom Ende des 15. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 65). In Prutz findet sich hingegen ein Apostelzyklus mit Teilen des Glaubensbekenntnisses von 1637 (Kat.-Nr. 259), dem man das ältere Apostelcredo in Pians aus der Zeit um 1420 zur Seite

¹⁴⁶ LANC, guten fursatz 294.

¹⁴⁷ Dies ist umso bemerkenswerter, als es der Klassifizierung bei Kloos widerspricht, der die Bauinschriften des Spätmittelalters (im Gegensatz zu den früh- und hochmittelalterlichen Weiheinschriften) vor allem am Außenbau angebracht sieht; KLOOS, Einführung 64f. Allerdings könnte man als Gegenargument für den Tiroler Befund die unterschiedliche Erhaltungswahrscheinlichkeit von Inschriften am Außenbau (Verwitterung, häufigere Übermalung) im Vergleich zum Innenraum bemerken; erst weitere Untersuchungen der Tiroler Inschriftenlandschaft können hier nähere Aufschlüsse bringen.

stellen kann (Kat.-Nr. 125). Häufig sind auch Dialoge zwischen den handelnden Figuren in den Spruchbändern präsent, so etwa zwischen Maria und dem Engel bei der Verkündigung (St. Georgen ob Tösens; Kat.-Nr. 138) oder Maria und Elisabeth (Pfunds-Stuben; Kat.-Nr. 149). Zu dieser Gruppe von Inschriften gehören auch die ältesten Inschriftenfragmente dieser Edition in der Leonhardskapelle in Nauders (Kat.-Nr. 120).

Nicht immer, aber doch häufig werden auch Stifterinschriften mit Heiligenanrufungen in Spruchbändern überliefert. Der älteste Fall solcher Stifterinschriften in Wandmalereien findet sich in der Wallfahrtskirche in Serfaus aus dem 14. Jahrhundert, sowohl im Langhaus, wo der Stifter neben einer Kreuzigungsszene ein Spruchband mit dem Text *MISERERE MEI* in den Händen hält (Kat.-Nr. 121), als offenbar auch im Chor, wo sich die Inschriften jedoch nur mehr sehr fragmentarisch erhalten haben (Kat.-Nr. 122). Eine Bauzahl gemeinsam mit einer solchen Stifterinschrift findet sich am Westportal der Pfarrkirche von Landeck aus dem Jahr 1506; hier haben wir es allerdings nicht mit einer Heiligenanrufung, sondern nur mit den Namen des Stifterpaares zu tun (Kat.-Nr. 154). Im Formular der Stifterinschriften scheint – wie hier in Landeck – die klassische Heiligenanrufung im 16. Jahrhundert außer Mode zu kommen. Dagegen kann man durchaus den Segenswunsch für die Seelen der Stifter vorfinden (Kat.-Nr. 165†), und auch eine ausführlichere Vorstellung der Stifter über die reine Nennung ihrer Namen hinaus kommt im 17. Jahrhundert zunehmend in Gebrauch (Kat.-Nrr. 321).

Wie bereits im Kapitel über die Inschriften auf kirchlichen Gegenständen angedeutet¹⁴⁸, finden sich auch in den Wandmalereien immer wieder Umschriften, die den Inhalt der Ikonographie genauer charakterisieren; ein Beispiel sind die Worte Christi am Ölberg in der entsprechenden Wandmalerei in der Stubener Pfarrkirche (Kat.-Nr. 148). Solche Umschriften treten jedoch nicht nur innerhalb der Wandmalereien selbst auf (und hier dann zumeist wie in Stuben in einem Spruchband), sondern können auch in einem Rahmen neben oder unter dem Bild auftauchen. Zur Illustration seien hier die Christophorus-Fresken an der Außenseite der Kirchengebäude gesondert genannt. Ein solcher monumentaler Christophorus aus dem 14. Jahrhundert findet sich an der Außenwand der Pfarrkirche in Umhausen; in einem die Wandmalerei umschließenden Bord findet sich hier auch eine Inschrift, die auf die im Mittelalter verbreitete Legende Bezug nimmt, der Anblick des Heiligen schütze vor plötzlichem Tod (Kat.-Nr. 9). Dass die Christophorus-Darstellungen im Oberland vor allem auf eine aufgrund der Gefahren des Reisens über die Alpenpässe gesteigerte Frömmigkeit zurückzuführen seien, wie jüngst behauptet worden ist¹⁴⁹, stellt nicht zuletzt das relativ frühe Haiminger Beispiel in Frage, liegt Haiming doch nicht an der klassischen Nord-Süd-Route durchs Tiroler Oberland. Im Gegenteil, bei der Verehrung des Hl. Christophorus handelt es sich um ein geographisch weit verbreitetes Phänomen des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit¹⁵⁰, wie nicht zuletzt auch vergleichbare Stücke in der Druckgraphik belegen, die eine Verehrung des Heiligen zum Schutz vor plötzlichem Tod auch im privaten Rahmen ermöglichten¹⁵¹.

Häufig finden sich Kombinationen der bisher genannten Typen, also von Tituli, Spruchbändern und Umschriften, so etwa in den umfangreichen, meist spätmittelalterlichen Wandmalereizyklen wie in Pians (Kat.-Nr. 125) oder den frühbarocken Malereien von St. Vigil in Obsaurs (Kat.-Nrr. 169†, 213, 226, 241 und 251), aber auch in der schon mehrfach genannten Pfarrkirche von Stuben. Hier lässt sich im epigraphischen Bestand auch eine Besonderheit greifen, die für die ausführenden Künstler des Zyklus' rund um den Maler Martin Enzelsberger charakteristisch erscheint: Die Tituli sind hier nicht in Spruchbändern oder Architekturelementen, sondern im Heiligenschein der Figuren versteckt (vgl. etwa Kat.-Nr. 148f.). Die Darstellung von Engeln mit Spruchbändern, wie sie auch in den Tafelbildern (etwa am „Defensorium“, Kat.-Nr. 17, oder dem Annenaltar aus dem Ferdinandeum, Kat.-Nr. 153) vorkommen, finden sich auch in den Chormalereien von Pians (Kat.-Nr. 125); dabei wird ein beliebtes Motiv spätmittelalterlicher Ikonographie aufgegriffen¹⁵².

Häufiger greifbar, leider aber nur mehr selten original (und dann zumeist fragmentarisch) erhalten sind auch Wandmalereien mit Stifter- bzw. Beterreihen, die die Namen der Personen über ihrem Kopf aufweisen. Solche Beterreihen lassen sich kopiaal noch für Oswald von Schrof-

¹⁴⁸ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.3.

¹⁴⁹ LOOSE, Unterwegs 28.

¹⁵⁰ Vgl. dazu ROSENFELD, Christophorus und GRITSCH, Christophorus-Bilder.

¹⁵¹ Vgl. dazu etwa SCHMIDT, Handschrift.

¹⁵² Vgl. hierzu allgemein TAMMEN, Musik.

stein, seine Frau Praxedis von Wolkenstein und ihre Kinder an der Landecker (Kat.-Nr. 156†) sowie für Walter Hendl an der Imster Pfarrkirche (Kat.-Nr. 32) greifen. Zumindest fragmentarisch haben sich solche Beterreihen an den Wänden von St. Vigil in Obsaurs erhalten (Kat.-Nrr. 212f. und 225).

6.4.3. Fassadendekorationen und Bauinschriften an Profangebäuden

In vielerlei Hinsicht entsprechen auch die Bauinschriften an profanen, öffentlichen wie privaten Gebäuden dem Befund in Kirchen; ihr häufiges Auftreten im Bearbeitungsgebiet und auch ihre durchaus vorhandenen Eigenheiten lassen es dennoch sinnvoll erscheinen, ihnen ein eigenes Unterkapitel der Einleitung zu widmen. Gerade die Inschriften im Kontext der reichen Fassadenmalereien besonders prunkvoll gestalteter Häuser im Oberland sind hier als Spezifikum der Tiroler Epigraphik zu nennen¹⁵³.

Zur großen Gruppe der kurzen Bauinschriften zählen auch im weltlichen Bereich vor allem die Bauzahlen, die manchmal mit einem Spruch oder einer Wortdevise versehen werden; im 17. Jahrhundert werden sie mitunter mit Initialen und/oder dem Jesusmonogramm kombiniert. Dabei handelt es sich zumeist um gemalte Inschriften, doch wurden sie ähnlich wie im kirchlichen Bereich vereinzelt auch eingemeißelt, um dann zumeist mit Farbe nachgezogen zu werden. Man brachte die Bauinschriften gerne an der Außenseite von Gebäuden wie etwa Wohnhäusern oder Scheunen an, wobei der Platz über einem Fenster sich offenbar der größten Beliebtheit erfreute. In geschnitzter Form treten Bauinschriften aus dem 17. Jahrhundert vor allem in Dachbalken bzw. an den Holzgiebeln von Oberländer Häusern auf, wobei zumeist eine Jahreszahl mit dem Namen der Besitzer das knappe Formular bildet (Kat.-Nrr. 76, 83 und 91). Zu den beliebtesten Orten für einfache Bauzahlen im Außenbereich gehören seit dem 16. Jahrhundert auch Hausdurchfahrten, Stadt- und Burgtore (Kat.-Nrr. 305†, 202 und 206). Eine längere Bauinschrift an einem solchen Ort weist die marmorne Inschriftentafel an der Ehrenberger Klause von Erzherzog Maximilian III. von 1609 auf (Kat.-Nr. 320). Im Inneren von Gebäuden trifft man vor allem in den von allen Hausbewohnern und -besuchern gleichermaßen genutzten Teilen des Baus auf Bauinschriften, etwa im Balken über einem Stiegenaufgang oder einer Gangwand (Kat.-Nrr. 168, 205† und 74†), aber auch wie im Falle der Burg Bideneck in Fließ im Rahmen der repräsentativen Ausstattung einer Stube (Kat.-Nr. 175†).

Bei einem Blick auf die zeitliche Verteilung dieser Bauinschriften fällt das deutlich frühere Auftreten als im kirchlichen Bereich auf: Während in letzterem Zusammenhang erst in den letzten beiden Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts vermehrt Bauzahlen auftreten, lassen sich mit den Bauinschriften von Burg Berneck (1437; Kat.-Nr. 128f.) sowie eines Hauses in Fiss (1459; Kat.-Nr. 133) frühere profane Beispiele anführen. Auch der Einbruch in der Mitte des 16. Jahrhunderts fällt hier weniger stark aus als im kirchlichen Bereich; allerdings gibt es auch hier eine sogar noch deutlichere Zunahme im 17. Jahrhundert. Deutet dieser Befund auf die hohe Kontinuität der Bautätigkeit im Oberland in den letzten hier berücksichtigten Jahrhunderten hin, die sogar jene der oft umgestalteten Kirchen übertrifft, so zeigt gerade die Arbeit an diesem Inschriftenband zugleich auch den rasanten Verfall dieses epigraphischen Erbes in den letzten, mit dem ökonomischen Aufschwung durch den Tourismus verbundenen Jahrzehnten. Wesentlich häufiger als im kirchlichen Bereich lässt sich hier eine durchaus rezente Zerstörung nachweisen, und oftmals gingen gerade kurze Bauinschriften ohne größeren künstlerischen Anspruch innerhalb der letzten dreißig Jahre bei Umbauten verloren. Die Unbekümmertheit im Umgang mit den originalen Bauzahlen vor allem des 17. Jahrhunderts steht dabei in Gegensatz zu dem Bemühen, seinem eigenen Wohnhaus gerade durch die Anbringung deutlich vordatierter Bauzahlen ein möglichst hohes Alter zu bescheinigen¹⁵⁴.

Umfangreichere Bauinschriften begegnen uns im weltlichen Bereich bereits 1437 auf Burg Berneck in Kauns; sie nennen nicht nur den Bauherren Hans Wilhelm von Mülinen, sondern auch den (wohl die Bauabwicklung planenden) Baumeister Peter Koffel (Kat.-Nrr. 128f.). Ausführliche Inschriften finden sich ansonsten im Tiroler Oberland vor allem im Kontext der Fassa-

¹⁵³ Vergleichbar sind diese reichen Fassadengestaltungen den Sgraffito-Häusern in anderen Regionen Österreichs, die sich aber durch die Technik (gekratztes Sgraffito gegenüber den farbigen Malereien dieser Tiroler Hausfassaden) von jenen im Oberland unterscheiden; vgl. WESTERHOFF, Sgraffito, mit einigen knappen Hinweisen auf das Oberland (Nauders, Pfunds).

¹⁵⁴ Um ein beliebiges Tiroler Beispiel zu nennen: Die rezente Erkerinschrift am Haus Kirchweg 5 in Oetz weist mit der Jz. 1606 deutlich über ihr Entstehungsjahr im 20. Jahrhundert hinaus.

denmalereien des späten 16. und 17. Jahrhunderts, und wiederum belegt dieser Umstand die im Vergleich relativ unbedeutende Stellung des Adels für die Epigraphik des Oberlands, da es sich hierbei vor allem um Gasthöfe und reiche Bauernhöfe handelt. Üblicherweise findet sich in diesen Inschriften die Nennung des Bauherrn, von dessen Stellung, Beruf und/oder Ämtern, der Name seiner Frau, die Art der Veränderungen – etwa einer Renovierung –, sowie deren Datierung. In der Regel begleitet die Bauinschrift eine Fassadenmalerei mit Wappen und biblischen Szenen, die mit den entsprechenden Bibelziten ergänzt werden. Solche Fassadenmalereien finden sich am Gasthof „Zum Stern“ in Oetz (Kat.-Nr. 60), am Stecherhaus in Oetz (Kat.-Nr. 75), in Wennis am sogenannten Platzhaus (Kat.-Nr. 61), am Grassmayrhaus in Habichen (Kat.-Nr. 95), am Stockerhaus in Ladis (Kat.-Nr. 252), am ehemaligen Gasthof Rose bzw. dem heutigen Gemeindehaus in Ladis (Kat.-Nr. 216f.), am Haus Niederhof Nr. 119 in Kappl (Kat.-Nr. 250) und am Hotel Schwarzer Adler in St. Anton am Arlberg (Kat.-Nr. 197†). Auch einfachere Fassadenmalereien lassen sich mitunter greifen, so etwa die Richterwappen mit Namensnennungen und Datierung am Haus Maisengasse 2 in Landeck (Kat.-Nr. 193). Bei einem Blick auf die geographische Verteilung der Fassadenmalereien fällt auf, dass diese Beispiele allesamt aus den Bezirken Imst und Landeck stammen; im Bezirk Reutte finden sich keine aufwändigen Fassadenmalereien aus dem hier untersuchten Zeitraum, wenngleich sich spätere, barocke Beispiele anführen ließen¹⁵⁵.

Im Innenraum sind solche aufwändigen Malereien, wie sie die Fassaden reicher Oberländer Häuser zieren, nur selten zu finden, was deren Funktion für die Kommunikation nach außen belegt. So verwunderte es auch wenig, wenn der größte Zyklus solcher Malereien für den Innenraum gerade im Gang eines Hauses zu finden ist und sich somit ebenfalls direkt an den Besucher des Hauses wendet: Es handelt sich dabei um den Wappenzyklus im Richterhaus von Stuben aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 273).

6.4.4. Der Nexus litterarum \underline{AF} als Künstlermonogramm in den Fassadenmalereien des Oberlands

Ein bislang unbeachtetes epigraphisches Detail ließ sich im Rahmen dieser Edition an mehreren Malereien des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts nachweisen. Es handelt sich um einen Nexus litterarum der Buchstaben \underline{AF} (der Sporn am unteren Schaftende von F mitunter balkenartig vergrößert, so dass der Eindruck eines \underline{AE} -Nexus entstehen kann), der sich sowohl an Fassadenmalereien in Ladis von 1590, in den Langhausmalereien von 1598 in der Pianser Margarethenkapelle, als auch am Grassmayrhaus 1633 jeweils neben einer Jahreszahl finden ließ (Kat.-Nrr. 216, 223 und 95). Bislang wurden vor allem die Fassadenmalereien des Grassmayrhauses in Habichen dem Maler Alexander Fischer zugeschrieben, dem mehrere Kunsthistoriker auch die Ausführung der Fassadenmalereien am Gasthof „Zum Stern“ in Oetz (Kat.-Nr. 60), sowie die jüngeren Malereien am sogenannten Platzhaus in Wennis (Kat.-Nr. 61) zuschreiben. Die Restauratorin Hemma Kundratitz schreibt zudem auch die Malereien im Chor der Vigilskirche in Obsaurs diesem Maler zu (Kat.-Nr. 213). Der epigraphische Befund sichert und erweitert nun die Zuschreibung mehrerer Fassadendekorationen an Fischer, denn die Ligatur \underline{AF} in Habichen stützt die Autorschaft dieses Künstlers: Es handelt sich jedenfalls um seine Initialen, liest man den Nexus auch (wie bisweilen vorgeschlagen wurde) als \underline{ALE} für Alexander oder als \underline{ALEF} für eine Kontraktion aus Vor- und Nachnamen. Da dieselbe Buchstabenkombination auch in Ladis vorkommt (zusammen mit der Signatur CT , also wohl den Initialen eines Malers, mit dem Alexander Fischer in diesem, seinem frühesten belegbaren Werk offenbar noch als Geselle zusammenarbeitete), ist wohl auch diese Malerei Fischer und seinem Kollegen CT zuzuschreiben. Als erstes eigenständiges Werk dürften nach dem erneuten Beleg des Nexus \underline{AF} (diesmal ohne weitere Initialen) die Malereien im Langhaus der Margarethenkirche von Pians aus dem Jahr 1598 gelten.

6.5. Graffiti

Eine oftmals in ihrer Aussagekraft weit unterschätzte Inschriftengruppe stellen die zumeist mit Rötelstift an die Wand geschriebenen oder einfach in den Putz oder ins Holz geritzten Graffiti dar, die sich im gesamten Tiroler Raum seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in großer Zahl nachweisen lassen, und die auch in der vorliegenden Edition rund ein Zehntel der Katalog-

¹⁵⁵ Vgl. dazu WINKLER, Bauen, bes. 205–227.

nummern ausmachen¹⁵⁶. Trotz ihres mitunter hohen Alters und bisweilen nicht geringen Quellenwertes werden sie in der kunsthistorischen Forschung zumeist ignoriert oder gar beklagt¹⁵⁷. Doch handelt es sich bei dieser Inschriftengattung wirklich um eine Form von möglichst heimlich zu praktizierendem Vandalismus? Daran lässt im vorliegenden Bestand etwa der Befund der Graffiti in der Glocke der Stamser Stiftskirche zweifeln: Die sich verewigenden Schreiber des 16. Jahrhunderts ließen sich hier als Angehörige des Konvents identifizieren (Kat.-Nr. 54).

Spätestens die Untersuchungen zur Altarplatte in der Stiftskirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell mit ihren zahlreichen Ritz- und Tintenzeichnungen des 10. und 11. Jahrhunderts, die von Pilgern wohl dazu angebracht wurden, „auf diese Weise ihrer auf den Augenblick beschränkten körperlichen Anwesenheit in der als bergend und schützend verstandenen Gegenwart des seliggesprochenen und hoch verehrten Stifters und Kirchengründers [gemeint ist der Selige Bischof Egno von Verona] zeitlich Dauer zu verleihen“¹⁵⁸, haben die frömmigkeitsgeschichtliche Qualität mittelalterlicher Graffiti deutlich gemacht. Unter den in solchen epigraphischen Zeugnissen greifbaren Reisenden und Pilgern vor allem des Spätmittelalters lassen sich oftmals auch Tiroler Adelige nachweisen, wie dies etwa Detlev Kraack für die Hohenecker und Frundsberger im Heiligen Land gelungen ist¹⁵⁹. Jüngere Studien zeigen zudem die Bedeutung der Graffiti-Forschung gerade für den Tiroler Raum, konnten doch etwa für die Stadt Hall in Tirol durch eine eingehende Untersuchung dortiger Graffiti wesentliche Aussagen zu Entstehungszeit und Übermalung eines jüngsten Gerichts¹⁶⁰, aber auch zur Nutzung der Empore in der Pfarrkirche gemacht werden¹⁶¹. Dass solche spontane Schriftäußerungen keineswegs den Ausfluss vandalistischer Betätigung darstellen, zeigt auch eine genauere Untersuchung der Graffiti auf der Ruine der Kronburg in Zams. Die ältesten Rötelschriften wurden bereits lange vor der Zeit angefertigt, als man die Burg dem Verfall überließ; ursprünglich handelte es sich also in der Wahrnehmung der frühneuzeitlichen Schreiber zweifellos nicht um einen Akt des Vandalismus an einem ohnedies bereits verfallenden Gebäude (Kat.-Nrr. 237 und 240).

In den vorwiegend in Kirchenräumen erhaltenen Graffiti des Tiroler Oberlands lassen sich vor allem die Durchreisenden der frühen Neuzeit anhand ihrer epigraphischen Spuren greifen. Manchmal gelingt es dabei, nicht nur ihre Herkunft, sondern auch das Ziel ihrer Reise genauer zu benennen, wie dies etwa bei der französischen Pilgergruppe aus Cambrai der Fall ist, die sich auf dem Weg nach Rom in der Kapelle am Fernstein verewigte (Kat.-Nr. 51), und auch bei den Schreibern der Graffiti in der Vigilskirche in Obsaurs handelt es sich vorrangig um Pilger¹⁶². Bemerkenswert ist dabei, dass einige von ihnen offensichtlich bewusst den Umweg über die Vigilskirche machten, die gar nicht an der direkten Nord-Süd-Route über den Oberen Weg lag. Da sich hier ebenfalls Pilgersymbole finden, die eher an eine überregionale Wallfahrt denken lassen, kann man diesen Umstand nicht ohne weiteres durch eine Klassifizierung der Kapelle als lokales Pilgerziel erklären. Der im Tiroler Oberland gut nachweisbare Brauch, sich auf einer Pilgerreise nach Rom oder ins Heilige Land zu verewigen, passt auch zum Befund der Tiroler Epigraphik insgesamt, lassen sich in diesem Durchzugsland zwischen Nord und Süd doch zahlreiche Reisen fassen. So hinterließ etwa der Student Konrad von Thüngen auf seinem Heimweg von Padua epigraphische Spuren im Gasthaus „Zum Hirschen“ in Innsbruck; ähnliche Zeugnisse sollen sich

¹⁵⁶ Dabei folgen wir hier der Definition von Kraack und Lingens, nach der Graffiti „graphische Zeugnisse“ sind, „die vor Ort auf oder in dafür nicht vorgesehene Flächen aller Art geschrieben oder geritzt werden. Die Wahl der ‚Schreibtechnik‘ oder Werkzeuge stellt in diesem Zusammenhang keine Definitionskomponente dar“; KRAACK/LINGENS, Bibliographie 9. Allerdings wurden im Rahmen der vorliegenden Edition nur alphanumerische Zeichen ediert, während die Vielzahl anderer graphischer Inhalte der Graffiti (wie etwa Kritzeleien, Wappen, Hausmarken und Bilder), die nach der Definition von Kraack und Lingens zu den Graffiti gehören, hier im beschreibenden Teil bzw. als Nachzeichnung im Anhang Berücksichtigung fanden.

¹⁵⁷ So bemerkte Walter Lunger zu den Fresken der Margarethenkapelle in Pians: „Auch konnten es unverständige Besucher nicht unterlassen, ihre Namen, Monogramme, Jahreszahlen und anderes an die Wände zu kritzeln.“ LUNGER, Fresken 118.

¹⁵⁸ So KRAACK, Zeugnisse 54. Zur Altarplatte von Reichenau-Niederzell vgl. Altarplatte, hg. GEUENICH/NEUMÜLLERS-KLAUSER/SCHMID.

¹⁵⁹ KRAACK, Zeugnisse 128 und 143.

¹⁶⁰ SCHMITZ-ESSER, Graffiti und SCHMITZ-ESSER, Ehre. Vgl. auch die Anmerkungen zu einem Tafelbild mit Graffiti aus dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, das ursprünglich aus der Salvatorkirche in Hall stammen könnte, bei SÖDING, Christus.

¹⁶¹ SCHMITZ-ESSER, Gästebuch.

¹⁶² Vgl. dazu ausführlicher Einleitung Kap. 2.1.5.

noch im 17. Jahrhundert in einer Brixner Herberge befunden haben¹⁶³. Am Arlberg verewigte sich der Münchner Patrizier Balthasar Pötschner mit einer Votivtafel, wie er selbst berichtet: „Item zu sand Cristof auf dem Adlperg hab ich ein tafell lassen machen, daran sandt Cristof und meine kind darbey“¹⁶⁴. Leider ließ sich von der Tafel keine kopiale Überlieferung mehr ausmachen. Ein kurioser Beleg für die Reiselust eines vermutlich aus Tirol stammenden Schreibers stellt der Namenszug des Linhart von Mauern dar, der sich nicht nur in der Apsis der Stamser Stiftskirche erhalten hat (Kat.-Nr. 38), sondern der sich auch in der Haller Salvatorkirche findet. Zumindest im letzteren Falle lässt sich dabei sogar nachweisen, dass es Linhart von Mauern nicht nur um die Verewigung am Heiligen Ort – auch hier ist es der östlichste Punkt des Chores –, sondern nicht zuletzt auch um die möglichst gute Sichtbarkeit auf der darunterliegenden Wandmalerei ging, denn er setzte hier zweimal für seinen Namenszug an verschiedenen Stellen an und wählte schließlich gezielt den helleren Untergrund einer wesentlich besser sichtbaren Stelle¹⁶⁵.

Die erhaltenen Graffiti des Tiroler Oberlands mit ihrer Nennung von Namen oder Namensinitialen, sowie einer Datierung lassen sich sozialgeschichtlich mit Gewinn auswerten¹⁶⁶ und sind oftmals besonders für die Bauforschung und die Kunstgeschichte wertvolle Datierungshilfen; Beispiele hierfür sind etwa die Graffiti in der Rochuskapelle Biberwier, die eine Datierung für die Fertigstellung des Turmes liefern (Kat.-Nr. 329) oder die Inschrift auf Burg Berneck mit ihrem Bezug zur Erbauung der Kapelle (Kat.-Nr. 228).

6.6. Glasmalereien

Aus dem Tiroler Oberland haben sich zahlreiche Bildfenster mit Inschriften erhalten, wenngleich ein großer Teil dieser Scheiben sich heute nicht mehr vor Ort, sondern in den Beständen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum befindet. Mag der Anteil am Katalog mit nur etwa 5% auch gering sein, so zeigt bereits der Umstand, dass es sich bei der mutmaßlich ältesten nachweisbaren Inschrift des Bezirks Imst um ein Bildfenster aus der Heilig-Blut-Kapelle in der Stamser Stiftskirche von 1279 (?) handelt (Kat.-Nr. 1†), wie bedeutend dieser Bestand im Rahmen der Tiroler Epigraphik ist. Gerade diese Scheibe, die nach den Quellen „durch die mangelnde Sorgfalt der Maurer“ zerstört wurde¹⁶⁷, macht deutlich, dass bei den Glasfenstern nicht erst – wie bei den Glocken – die Weltkriege größere Lücken in den heutigen Bestand rissen, sondern dass Fenster stets stärker der Zerstörung im Zuge von Umbauten oder anderen Ereignissen ausgesetzt waren. Umgekehrt trugen aber auch die Weltkriege zur Dezimierung des Bestands bei; eine glückliche Ausnahme stellen dabei die qualitativ besonders hochwertigen zwei Fensterpaare in der Pfarrkirche von Haiming dar, die nur durch den Einsatz des Denkmalmannes im Krieg abgenommen wurden und so noch erhalten sind (Kat.-Nrr. 45 und 50). Bei diesen Wappenscheiben von vier Mitgliedern der Familie Frundsberg handelt es sich um die einzigen in situ erhaltenen Bildfenster des Tiroler Oberlands; der restliche Bestand befindet sich heute im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Dabei handelt es sich um zwei Wappenscheiben des Veit von Wehingen, sowie drei Rundscheiben mit alttestamentlichen Szenen aus der Ruine Sigmundried (Kat.-Nrr. 172, 176 und 185–187), vier Wappenscheiben von Hans Ott von Achterdingen, Hans Franz von Wehingen, sowie deren Frauen Maria von Lichtenau und Magdalena Schurf aus der Pfarrkirche St. Leonhard in Ried (Kat.-Nrr. 178f. und 188f.) und zwei Wappenscheiben des Hans Jakob Gräfinger sowie seiner Frau Ursula Kripp (Kat.-Nr. 234f.), sowie um eine rechteckige Zunftscheibe, die vermutlich aus dem Gebiet des Gerichts Ehrenberg stammt und mehrere Zunftbrüder nennt (Kat.-Nr. 316). Eine Besonderheit stellt ein im Stiftsmuseum Stams erhaltenes, bemaltes Glaskästchen von 1557 mit späteren Ergänzungen dar (Kat.-Nr. 55). Bis auf die oben genannte, kopiale überlieferte Stifterscheibe aus der Heilig-Blut-Kapelle in Stams stammen alle bekannten, mit Inschriften versehenen Bildfenster des Tiroler Oberlands aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert.

Im grundsätzlichen Aufbau ähneln einander insbesondere die Wappenscheiben stark. So findet sich hier in der Mitte der rechteckigen oder runden Scheibe das Wappen der betreffenden Person; im Falle einer runden Scheibe wurde das Inschriftenband üblicherweise am Rand der Scheibe

¹⁶³ KRAACK, Zeugnisse 74.

¹⁶⁴ KRAACK, Zeugnisse 74. Zur Verehrung des Hl. Christophorus vgl. auch Einleitung Kap. 6.4. Zur Bedeutung des Hl. Christophorus als Patron der Arlbergbruderschaft vgl. in dieser Edition v. a. Kat.-Nr. 267†.

¹⁶⁵ SCHMITZ-ESSER, Graffiti 110–112 und Abb. 2a–2c.

¹⁶⁶ Vgl. dazu eingehender Einleitung Kap. 3.

¹⁶⁷ LEBERSORG, Chronik 12 (Haidacher 24f.).

angebracht, während bei einer rechteckigen Form zumeist ein querrrechteckiges Inschriftenfeld im unteren Teil eine zeilenweise Beschriftung aufweist. Die Inschrift nennt dabei üblicherweise den Namen des Stifters samt einer Aufzählung seiner Ämter sowie die Jahreszahl. Die Scheiben wurden zumeist paarweise angefertigt, wobei das Formular für die Inschrift auf der Scheibe einer Ehefrau die Auflistung der Ämter des Mannes durch die Nennung ihres Mädchennamens ersetzt. Bei den verwendeten Schriftarten fällt die gegenüber den in Stein gemeißelten Grabinschriften relative Modernität der auf Glas gemalten Inschriften auf¹⁶⁸.

6.7. Nicht-liturgisches Inventar und Mobiliar

Eine kleinere Gruppe von Inschriften insbesondere des 17. Jahrhunderts findet sich auf wandfester Ausstattung wie Türen und Mobiliar wie Truhen oder Betten. Ihre Inschriften geben zumeist eine Jahreszahl sowie die Initialen oder den Namen des Besitzers an. Diese Mitteilungsinhalte sind etwa bezeichnend für die typischen Zirbenholztruhen des Oberlandes; sie stammen – soweit sich ihre Herkunft überhaupt noch klären lässt¹⁶⁹ – größtenteils aus dem Ötztal (Kat.-Nrr. 56 und 67). Ähnlich verhält es sich mit den Inschriften auf Portalverkleidungen und Türblättern (Kat.-Nrr. 69 und 83) oder auf Bettgestellen aus dem 17. Jahrhundert (Kat.-Nr. 276). Hier tritt mit dem Jesusmonogramm auch eine apotropäische Bedeutung zur reinen Besitzernennung hinzu.

Nur durch ihre sekundären Standorte im 18. Jahrhundert sind zwei bemalte Tafeln des frühen 17. Jahrhunderts, ursprünglich wohl hölzerne Epitaphien mit Inschriften auf mehrere Angehörige der Familie Hoheneck (Kat.-Nrr. 317†f.), als Bestandteil der mobilen Ausstattung eines Vilser Wirtshauses anzusprechen.

7. DIE SPRACHLICHE ENTWICKLUNG DER INSCRIFTEN

Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die sprachliche Entwicklung der in dieser Edition berücksichtigten Inschriften. Dabei muss eine solche tabellarische Auswertung freilich schon alleine aufgrund der unterschiedlich umfangreichen Erhaltung verschiedener Inschriftenträger und -gattungen, die wesentlich die Wahl der Sprache bestimmen, oberflächlich bleiben. Die tabellarische Auswertung kann somit nur einen ersten Ausgangspunkt für das folgende Kapitel darstellen.

Tab. 7: Sprachverteilung¹⁷⁰

	vor 1300	1301–1400	1401–1450	1451–1500	1501–1550	1551–1600	1601–1650	1651–1665	Gesamt
Latein	8	8	8	14	7	9	30	–	75
Deutsch	–	1	4	15	24	30	42	7	93
Zweisprachig	–	–	4	4	8	14	12	2	29

Trotz dieser in der summarischen Auswertung versteckten Problematik statistischer Erfassung lassen sich doch folgende Aussagen über die Sprache der Inschriften treffen: Die Wende von der lateinischen zur deutschsprachigen Abfassung der Inschriften lässt sich im Tiroler Oberland recht eindeutig um das Jahr 1450 (also aus Sicht anderer Inschriftenlandschaften verhältnismäßig spät¹⁷¹) festmachen. Seit dieser Zeit werden etwa die Inschriften auf Denkmälern des Totengedächtnisses für Laien fast einheitlich in deutscher Sprache formuliert; zuerst ist diese Entwicklung in zwei Grabplatten der Familie Freiberg in Stift Stams greifbar (Kat.-Nrr. 19†f.). Die Grabinschriften von Klerikern bedienen sich jedoch weiterhin vorrangig der lateinischen Sprache, wie etwa jene

¹⁶⁸ Zur Schriftentwicklung vgl. eingehender Einleitung Kap. 5.

¹⁶⁹ Zu den Problemen bei der Aufnahme dieser Inschriftengruppe vgl. die Ausführungen in Einleitung Kap. 8.

¹⁷⁰ Nicht berücksichtigt sind jene Inschriften, die sich nach sprachlichen Gesichtspunkten nicht sinnvoll einordnen lassen (etwa Monogramme). Eine einfache Nennung des „Anno domini“ wurde in einer deutschsprachigen Inschrift nicht als Latein gewertet. Es wurden nur Katalognummern gezählt (zur daraus entstehenden Problematik vgl. die Erläuterungen zu den vorigen Tabellen).

¹⁷¹ Volkssprachliche Inschriften setzen sowohl im deutschsprachigen Raum als auch in Frankreich bereits im 13. Jahrhundert ein; vgl. KLOOS, Einführung 39–44 und FAVREAU, Épigraphie 104–110.

des Wertacher Pfarrers Johannes Bach von 1458 zeigt (Kat.-Nr. 21); in diesem Bereich bleibt die lateinische Sprache noch bis weit ins 17. Jahrhundert dominierend. Allerdings scheinen einzelne geistliche Würdenträger weniger Wert auf eine lateinische Inschrift gelegt zu haben, wie die deutschsprachig beschriftete Grabplatte eines Vilser Pfarrers von 1523 zeigt (Kat.-Nr. 298). Aufgrund der dünnen Quellenbasis im Bestand der drei hier berücksichtigten Bezirke werden jedoch erst weitere Vergleiche mit Tiroler Beispielen aus anderen Bearbeitungsgebieten diesen Schluss untermauern können. Der Hang zur lateinischen Sprache lässt sich auch in Grabdenkmälern feststellen, die im Sinne hohen humanistischen Anspruchs abgefasst wurden, wie etwa am Grabdenkmal Erzherzog Sigmunds von Tirol 1496 oder des Herzogs Severin von Sachsen, dessen Grabinschrift nach 1556 abgefasst wurde (Kat.-Nrr. 31† und 58†).

Betrachten wir das Aufkommen der deutschen Sprache in den Inschriften genauer, so zeigt der Bestand im Oberland, dass wir durchaus bereits im frühen 15. Jahrhundert mit deutschsprachigen Inschriften rechnen dürfen. Mag man in der kurzen, in sprachlicher Hinsicht uneindeutigen Inschrift am Taufstein der Serfauser Wallfahrtskirche um 1403 nur Ansätze zur Verwendung der deutschen Sprache vorfinden (Kat.-Nr. 124), weisen spätestens die Wandmalereien in der Margarethenkirche zu Pians aus der Zeit um 1420 neben lateinischen auch längere deutschsprachige Inschriften auf (Kat.-Nr. 125). In den 1430er Jahren sind mit zwei Inschriften auf Burg Berneck (Kat.-Nr. 128f.) und der Inschrift am Holzgauer Taufstein (Kat.-Nr. 283) weitere Belege für die Verwendung des Deutschen vorhanden. Die Durchsetzung der Volkssprache gegenüber dem Lateinischen findet jedoch erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts statt; damit entspricht der Befund im Tiroler Oberland durchaus dem allgemeinen Trend¹⁷².

Von Anfang an dominiert die deutsche Sprache in den Fassadenmalereien des 16. und 17. Jahrhunderts, was deutlich zeigt, dass diese wohl auf allgemeine Lesbarkeit abzielten und zugleich eine relativ hohe Alphabetisierung der Bevölkerung voraussetzten. Auf Kunstwerken von sozial sehr hoch gestellten Auftraggebern bleibt jedoch Latein bis ins 17. Jahrhundert die Sprache der Wahl; dies gilt in umso höherem Maße bei Kunstwerken aus landesfürstlicher Stiftung oder im Umkreis von Klerikern, etwa der Stamser Mönche. Hier tritt aber auch vereinzelt inschriftliche Zweisprachigkeit auf; gezielt als Ausdrucksmittel tritt uns die Bilingualität in der bereits mehrfach erwähnten Gedenktafel vom Fernsteinpass von 1543 entgegen (Kat.-Nr. 48). Auch in Glockeninschriften bleibt zunächst das Lateinische dominierend, doch tritt hier immer häufiger insbesondere seit dem 16. Jahrhundert die Zweisprachigkeit der Inschriften auf. Nun finden sich auf Glocken zumeist zwei Inschriften: Eine lateinische mit apotropäischem Charakter und eine deutschsprachige mit der Nennung des Gießers. Die ersten Glocken mit einer zweisprachigen Inschrift lassen sich für 1484 und 1494 im Bezirk Reutte festmachen (Kat.-Nrr. 285 und 288).

Nach einem relativen Einbruch des Lateinischen zu Beginn des 16. Jahrhunderts kommt es vor allem im 17. Jahrhundert wieder vermehrt zu dessen Gebrauch. Nun wurden gerade die literarisch anspruchsvolleren landesfürstlichen Inschriften in Latein abgefasst, wie das Beispiel der Tafel Erzherzog Maximilians III. an der Ehrenberger Klause von 1609 zeigt (Kat.-Nr. 320). Die Mehrzahl der Inschriften ist jedoch auch in diesem Zeitraum deutschsprachig. Waren in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch rund die Hälfte der Inschriften in Latein abgefasst worden, so erreichte dessen Anteil trotz der geschilderten „Renaissance“ der Sprache in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts doch nicht mehr als 36% der Inschriften, was gegenüber dem Tiefstand der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (18%) aufs Ganze gesehen doch nur ein relatives Wiedererstarken des Lateinischen als Inschriftensprache belegt¹⁷³.

Mehrfach lassen sich auch in den Inschriften des Oberlandes die bekannten Zusammenhänge zwischen der Sprache und der gewählten Schriftart aufzeigen; so wird für lateinische Inschriften in der frühen Neuzeit vor allem die Kapitalis gebräuchlich, während deutschsprachige Inschriften zumeist in Fraktur ausgeführt sind. Da dies aber bei einem Blick in die klassische Paläographie alles andere als erstaunlich erscheint, sei hier nur einmal mehr auf den prominentesten Fall im Bearbeitungsgebiet, die Fernsteintafel, verwiesen, in der die Wahl der Sprache auch die Wahl der Schrift bedingte (Kat.-Nr. 48).

¹⁷² VALENTINITSCH, Aspekte 40.

¹⁷³ Diese Angaben beziehen sich auf die sprachlich eindeutig festlegbaren Inschriften ohne Berücksichtigung der doppelsprachigen Inschriften.

Kurz erwähnt sei auch das isolierte Auftreten anderer Sprachen neben Deutsch und Latein: So lassen sich in der Kapelle am Fernstein offenbar Pilger aus Cambrai greifen, deren Inschriften aus dem 16. Jahrhundert erwartungsgemäß auf Französisch abgefasst sind (Kat.-Nr. 51)¹⁷⁴.

8. NICHT AUFGENOMMENE INSCRIFTEN

Nicht in die vorliegende Edition einbezogen wurde das bereits kurz angesprochene Chrismon auf einer Marmorplatte an der Südwand der Laurentiuskirche in Imst, da diese Inschrift sowohl in Bezug auf ihre Datierung (vermutlich kurz nach der archäologisch nachweisbaren Einäscherung der Kapelle durch die Alamannen um 480) und ihren Inhalt (ein einfaches, aus den griechischen Buchstaben χ und ρ bestehendes Chrismon) nicht den Aufnahmekriterien der DI entspricht. Das 1960 bei Restaurierungsarbeiten entdeckte Chrismon stellt dennoch eines der bedeutendsten epigraphischen Zeugnisse außerhalb des Editionszeitraumes dieses Bandes dar, da es sich um ein frühes Zeugnis der Christianisierung des Oberlandes handelt. Auf das hohe Alter der Kirche am Imster Bergl verweist auch das Laurentius-Patrozinium der Kirche. Die ursprünglich wohl als Chorschrankenwand gedachte Steinplatte diente später als Deckplatte der Reliquiengruft und in weiterer Folge als Bodenplatte des Altartisches; ihre Datierung und Bedeutung sind in der Literatur bereits ausführlich behandelt worden¹⁷⁵.

Die vorliegende Edition berücksichtigt weiters keine Inschriften, deren Datierung nicht zumindest mit einiger Sicherheit in den Untersuchungszeitraum, also vor 1665, einzuordnen ist. Um eine solche Inschrift mit unklarem Zeitansatz handelt es sich etwa bei der nur mehr kopia in einem Aufsatz des 19. Jahrhunderts überlieferten Inschrift mit dem Text *DIVO . STEPHANO . LEVITE . ET . PATRONO . ECCLESIAE*, die sich noch 1899 am Triumphbogen der Pfarrkirche von Karres befunden haben soll¹⁷⁶. Der Text legt eine Entstehung der Inschrift im Barock nahe, doch lässt sich ohne die Möglichkeit einer genaueren paläographischen Analyse und aufgrund des Fehlens ergänzender historischer Hinweise nur mehr schwer entscheiden, ob die Inschrift im Verlauf des 16. Jahrhunderts oder anlässlich der Barockisierung des Innenraums 1756 entstanden ist.

Nicht aufgenommen wurde auch die in der Literatur genannte angebliche Datierung des Wirtshauses von Tschuppach (Tösens) zu 1514, da die Inschrift bei einem Besuch vor Ort sich weder auffinden ließ, noch den Besitzern bekannt gewesen ist¹⁷⁷.

Ähnliches gilt für die Täfelung aus dem Palas der Burg Berneck. Einer Notiz des Tiroler Landeskonservators aus der Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg zufolge hatte man 1940 diese angeblich 1437 entstandene Vertäfelung vor Verwitterung schützen wollen, sie abgenommen und ins Tiroler Volkskunstmuseum übertragen¹⁷⁸. Ob die angebliche Datierung lediglich aus den Bernecker Bauinschriften (Kat.-Nrr. 128f.) erschlossen wurde, oder ob eine früher tatsächlich vorhandene Inschrift verloren ging, konnte bislang nicht eruiert werden.

Inschriften, die sich wie diese Täfelung in Museums- oder Privatbesitz befanden, wurden in folgenden Fällen nicht aufgenommen: Die Fahne der Schrofensteiner, die von den Bündnern 1406 erobert wurde, und die heute in Appenzell aufbewahrt wird, wurde für die Edition als Museums- gut nicht näher untersucht und berücksichtigt, da sich ja selbst die Herkunft aus dem Oberland nicht sicher nachweisen lässt¹⁷⁹. Eine Truhe aus dem Längenfelder Heimatmuseum, die offenbar die Jahreszahl 1579 auf der Frontseite aufweist, fand ebenfalls keine Berücksichtigung¹⁸⁰. Gänzlich ausgeschlossen wurden ferner alle Behältnisse mit Eichmaßen, auch wenn diese mitunter ein

¹⁷⁴ Vgl. dazu Einleitung Kap. 6.5.

¹⁷⁵ GELMI, Geschichte 39 und 45; CARMELLE, Kunst 111; NEUMANN, Kirchen 298f.; ZEMMER-PLANK, Raum 73; SYDOW, Christentum 26f.; HAIDER, Antike 214–223; AMMANN, Oberland 178; DERS., Imst 38 und WAITZ, Kirchen 242–244.

¹⁷⁶ Die Inschrift ist überliefert bei DEININGER, Curatie-Kirche.

¹⁷⁷ AMMANN, Oberland 386 und MATSCHER, Am obersten Inn 224.

¹⁷⁸ TRAPP, Kunstdenkmäler 93.

¹⁷⁹ BILGERI, Bund 61 und BITSCHNAU, Schrofenstein 171. Zu den fraglichen Fahnenbeständen der Schweiz und dem Stand von deren Erforschung vgl. etwa BILFINGER, Fahnen und LEUTENEGGER, Überblick. Zu den Tiroler Fahnen siehe außerdem jüngst RIEDMANN, Fahnen.

¹⁸⁰ S. BADER, Truhen 38f.

hohes Alter aufweisen können; so sind im Serfauser Buch sehr alte Metzen abgebildet, deren erste Eichung bereits mit der Jahreszahl 1570 bzw. 1605 versehen wurde¹⁸¹.

Ebenfalls ausgeschlossen wurden Inschriften, die sich nur mehr äußerst fragmentarisch erhalten haben, bzw. von deren Existenz nur neuere Übermalungen Kenntnis geben, bei denen der Grad an Veränderung und Manipulation nicht mehr sicher festgestellt werden konnte. Ein solches Beispiel sind die Hauptinschriften zu einer Serie von Abtportraits im Klausurtrakt von Stift Stams. Jedem Abtportrait ist hier ein Text mit einer kurzen Vita beigegeben, und tatsächlich stammt die Bilderserie noch aus dem Bearbeitungszeitraum. Allerdings wurden die Kurzviten später übermalt; die alten Inschriften scheinen darunter nur mehr punktuell in Buchstabenfragmenten durch und blieben deshalb hier unberücksichtigt. Dagegen sind die offensichtlich unveränderten Inschriften auf Gegenständen in den Abtportraits selber (etwa auf Briefen, in Büchern) durchaus aufgenommen worden (Kat.-Nrr. 99–106 und 113).

Die ebenfalls barocken Inschriften über den einzelnen Zellen im Klausurtrakt des Stiftes wurden hingegen nicht aufgenommen, da deren Entstehungszeit über 1665 hinaus geht und sich nicht sicher entscheiden lässt, ob und welcher Teil dieser Inschriften noch in den Bearbeitungszeitraum fällt. Häufig fanden sich auch vor Ort Spruchbänder als Teil spätmittelalterlicher Wandmalereien, die in so schlechtem Zustand waren, dass sie kaum mehr überhaupt als Inschriften zu erkennen waren; ein Beispiel dafür wäre etwa die Wandmalerei mit dem Hl. Michael an der Außenwand der Pfarrkirche von Umhausen. Ebenso bleiben hier die Inschriften der rezent restaurierten Wandmalerei an der Ostseite des Gasthofs Krone in Umhausen aus dem 17. Jahrhundert unberücksichtigt, denn von der Inschriftenzeile über dem gemalten Architekturhintergrund aus Arkaden sind nur mehr Fragmente zu erkennen¹⁸². Keinen sicheren Rückschluss auf eine vielleicht vorhandene originale Inschrift erlaubt auch eine heute sichtbare Bauinschrift in der Außenmauer des abgebrochenen und neu wieder aufgebauten Hauses Nr. 82 in Grins; die heutige Kopie (?), die den Bestand *15 · 01 · EB* aufweist, bleibt somit im Katalogteil dieser Edition unberücksichtigt¹⁸³.

Eine größere Gruppe nicht aufgenommener Inschriften stellen jene Graffiti dar, die nicht mehr sicher oder nur mit so großen Unsicherheiten zu lesen sind, dass sich die Aufnahme verbietet. Ein Beispiel dafür sind die Rötelinnschriften am Vorwerk der Ruine Kronburg in Zams: Hier finden sich zahllose Schichten von Schriftäußerungen übereinander, die aus einem Zeitraum zwischen dem 17. und dem 20. Jahrhundert stammen. Oftmals ist dabei die Datierung nicht sicher festzustellen, gerade wenn es an die Zeitgrenze 1665 herangeht. In diesen Fällen wurden nur jene Graffiti aufgenommen, die lesbar und sicher datierbar waren (etwa Kat.-Nrr. 237 und 240).

Unter den unberücksichtigten Ritzinschriften dieser Edition ist vor allem ein Nexus litterarum der Buchstaben *HLM* zu nennen, der an der Außenwand des Burgfrieds von Burg Berneck in Kauns in grober Kapitalis eingehauen wurde und der mit rund 10 cm Buchstabengröße zwar gut sichtbar ist, dessen oft vermutete Zuschreibung an Hans Wilhelm von Mülinen, den Erbauer der Burg, und damit in das erste Viertel des 15. Jahrhunderts auf der Basis des epigraphischen Befundes jedoch auszuschließen, eine Datierung in den Editionszeitraum für unwahrscheinlich einzuschätzen war.

Eine große Schwierigkeit bei den Aufnahmearbeiten stellte die oft mangelhafte Zugänglichkeit der Glocken im Tiroler Oberland dar, was sowohl an den Zugangsmöglichkeiten an sich als auch an der schlichten Unerreichbarkeit der oft sehr hoch und nicht durch Leitern erschlossenen Position der Glocken in den jeweiligen Glockentürmen lag¹⁸⁴. In jenen Fällen, in denen Glocken nicht ausreichend zugänglich waren, musste die Edition dem entsprechenden Eintrag in der Publikation von Weissenbäck und Pfundner folgen¹⁸⁵. Wo eine Überprüfung der dort abgedruckten Texte am Original möglich war, zeigten sich jedoch mitunter deutliche Abweichungen¹⁸⁶, so dass die entsprechenden Editionen manchmal unbefriedigend ausfallen.

¹⁸¹ Vgl. dazu KLIEN/KÖFLER, Hohlmaße.

¹⁸² Vgl. dazu den Artikel in der Tiroler Tageszeitung Nr. 265 vom 15./16. November 2003, S. 23.

¹⁸³ Vgl. Dehio Tirol 296.

¹⁸⁴ Zu den Schwierigkeiten bei der Aufnahme von Glockeninschriften vgl. KLOOS, Einführung 82f.

¹⁸⁵ WEISSENBÄCK/PFUNDNER, Tönendes Erz. Die neuere Glockenkunde von Wernisch konnte leider nur selten wesentliche Neuerkenntnisse für die Tiroler Glockeninschriften beisteuern; WERNISCH, Glockenkunde.

¹⁸⁶ Einen prominenten Fall im Bearbeitungsgebiet stellt die Glocke aus Lermoos von 1411 dar, die Weissenbäck/Pfundner als die älteste Glocke Tirols (zu Unrecht, vgl. Einleitung Kap. 6.2) ausmachen, aber auf deren Transkription von den Autoren ausgerechnet in der Datierung wenig Wert gelegt wurde; vgl. dazu den Kommentar in Kat.-Nr. 281.

Als überraschend mobil erweisen sich andere Glocken, die sich heute im Bearbeitungsgebiet befinden. In der Kaplaneikirche Hll. Martin in Namlos befindet sich eine (zum letzten Bearbeitungszeitpunkt unzugänglich gefundene) Glocke¹⁸⁷, die am Mantel mehrere halbfigurige Reliefs mit den Hll. Laurentius (mit den Attributen Rost und Märtyrerpalme), Andreas (?), Jakobus d. Ä. u. a. zeigt. Am Hals verläuft zwischen doppelten Stableisten die kapitale Umschrift *MERI(TA) D(OMINI) N(OSTRI) IESV (CHRISTI) B(EATAE) V(IRGINIS) M(ARIAE) B(EATI) DOMI(NICI) ET B(EATI) LAVRENTII. HONOR TRINI(TATI) SALVS FIDELI, VIRTVS CONTRA HOSTES. ANNO DOMINI 1631*¹⁸⁸. Die in einem querrechteckigen Schriftfeld (Tabula ansata) am Mantel befindliche dreizeilige kapitale Inschrift nennt als Gießer *BLASIVS SIMORATVS / CIVIS TRIDENTI(NVS) LVDO/VICI FILIVS*. Nach Weissenbäck/Pfundner soll die Glocke aus einem nicht näher bezeichneten, von Kaiser Josef II. aufgehobenen Kloster stammen¹⁸⁹. Angesichts des als Bürger von Trient bezeichneten Gießers und des im Relief dargestellten Heiligen ist als ursprünglicher Standort jedoch das 1778 vom Trienter Fürstbischof Peter Vigil von Thun aufgehobene Dominikanerkloster San Lorenzo in Trient wahrscheinlich zu machen, das nach mehreren sekundären Nutzungen als Kerker, Lazarett usw. und schweren Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg seit 1955 als Tempio Civico di Trento von den Kapuzinern betreut wird. Dessen Glockenturm wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts neu errichtet¹⁹⁰, die gegenständliche Glocke dürfte also zum entsprechenden neuen Geläute gehört haben. Offenbar ist der Gießernamen auf der Glocke (*SIMORATVS*) verschrieben: Für die Zeit zwischen 1600 und 1607 lässt sich der auf dem Instrument in Namlos als Vater des Ausführenden inschriftlich genannte Ludwig Simonat als Gießer in Trient festmachen, der häufig zusammen mit dem Lothringer Gießer Stephan Morel tätig war¹⁹¹. Blasius dürfte wohl der Sohn dieses Ludwig Simonat gewesen sein; die in der Literatur bislang referierte Datierung „um 1500“ ist damit und aus inschriftenpalaographischer Sicht hinfällig und auf die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zu korrigieren.

Während die letztgenannte und eine weitere, ursprünglich vermutlich aus einer Kirche im Bereich der Pfarre Thaur (PB Innsbruck Land; vielleicht dem Romedius-Kirchlein, also der Wallfahrtskirche Hll. Petrus und Paulus?) stammende, heute verlorene Glocke mit der Inschrift *Laudate Deum in cymbalis benesonantibus. Ps. 150. Gossen mich Stephan Zach in Hötting. Dei, piorum, suoque munere templum hoc a ruina vindicavit M(agister) Georgius Meringer, Thaurensis, ibidemque Parochus. A(mno) D(omini) 1643*¹⁹² schon 1891 in Namlos von Tinkhauser/Rapp beschrieben wurden, gehören zwei heute vor Ort aufgehängte historische beschriftete Instrumente zu einer späteren Erwerbung. Die Kaplaneikirche Namlos scheint als Ersatz für die im Ersten Weltkrieg abgelieferten Instrumente – darunter wohl eben das ursprünglich mutmaßlich aus Thaur stammende Objekt von 1643 – zwei Glocken von 1553 aus Weer (PB Schwaz) angekauft zu haben, die am 5. Juni 1923 gesegnet und im Kirchturm aufgezogen wurden¹⁹³. Eine der beiden trägt die Inschriften *DEO SOLI GLORIA · M CCCCXXXIII* und *GREGORI LOEFFLER / GENANT LAIMINGER / VND ELIAS SEIN SVN / GOSSEN MICH · 1553*, die zweite, ebenfalls der Innsbrucker Löffler-Werkstatt zugeschriebene Glocke nennt die Evangelistennamen und gibt das Gussjahr an: *MATHEVS MARCVS LVCAS IOHANES MCCCCXXXIII*¹⁹⁴. Keine der in der Vergangenheit oder heute in Namlos aufgehängten Glocken dürfte sich also schon ursprünglich im Bearbeitungsgebiet befunden haben.

Nicht aufgenommen wurden auch Bildfenster, vor allem kleinformatige Wappenscheiben, deren Herkunft aus dem Nordtiroler Oberland nicht eindeutig geklärt werden konnte, wie etwa

¹⁸⁷Vgl. WEISSENBÄCK/PFUNDNER, Tönendes Erz 543, hier jedoch Datierung „1500“; übernommen als „um 1500“ bei AMMANN, Oberland 249; Dehio Tirol 544.

¹⁸⁸ Die nach einem Arbeitsfoto von der ersten Aufnahme der Glocke im Jahr 1985 nur teilweise lesbare Inschrift wurde oben nach TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 5, 490 ergänzt. Tinkhauser/Rapp halten diese und die in der Folge genannte Glocke von 1643 zweifellos fälschlich für Bestandteile eines der Namloser Kirche anlässlich einer zu 1666 datierten Weihe gestifteten Geläutes. Die aus Trient stammende Glocke wurde wohl erst mit der Aufhebung des Kloster 1778 disponibel.

¹⁸⁹ WEISSENBÄCK/PFUNDNER, Tönendes Erz 543.

¹⁹⁰ S. die Broschüre unter http://trentocultura.it/upload/file/documents/guidasanlorenzo_ita.pdf (August 2010).

¹⁹¹ WERNISCH, Glockenkunde 250 und 297. Leider geht Wernisch im entsprechenden Kapitel über Trienter Gießer nicht eingehend auf diesen von ihm aufgelisteten Ludwig Simonat ein.

¹⁹² Text nach TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 5, 490.

¹⁹³ S. 200 Jahre Bundesmusikkapelle Namlos, unpag.

¹⁹⁴ S. WEISSENBÄCK/PFUNDNER, Tönendes Erz 167 und 543; AMMANN, Oberland 249; Dehio Tirol 544; WERNISCH, Glockenkunde 193.

im Falle einer vollrunden Wappenscheibe des Stamser und Prutzer Pfarrers sowie Brixner Domherren Dr. Leonhard Gressing von 1525 mit der Umschrift *Leonardus · Gressing D[ecr(etorum)] Doctor · Canonicus Brixinen(sis) · Eccl(es)iar(um) · in Stams · ac · Brucz · pastor · 1525 ·*, die ursprünglich wohl wahrscheinlicher in Brixen als in einer der beiden Nordtiroler Pfarrkirchen eingebaut gewesen war¹⁹⁵. Dieser Umstand muss umso mehr betont werden, als zwar das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum eine der bedeutendsten Sammlungen an Glasgemälden österreichweit besitzt, doch die ursprünglichen Standorte dieser Scheiben oftmals nicht mehr bekannt sind¹⁹⁶.

Ebenfalls nicht aufgenommen wurde die in der Literatur mehrfach fälschlich zu 1634 datierte Bauinschrift im verzierten Holzgiebel der Frontseite des sogenannten „Recheler-Hauses“ in Ladis (Haus Nr. 3)¹⁹⁷. Zwar stammt das Haus nach dendrochronologischen Untersuchungen aus dem 15. Jahrhundert, doch lautet die Inschrift unzweifelhaft *MELCHERWILLE // 16 · 84 // CHRISTIANSEN*, was wohl für einen Melchior Wille und Christian Senn stehen dürfte¹⁹⁸. Die Jahreszahl 1684 erklärt sich durch den Brand des Hauses im Vorjahr 1683, womit sich die Inschrift auf die darauf folgende Renovierung bezieht; ein neuerlicher Brand am 21. August 1981 zerstörte die Inschrift nicht. Das Haus wurde zuletzt 1991 durch die Messerschmitt-Stiftung renoviert¹⁹⁹.

Generell unberücksichtigt blieben mehrere außerhalb des Bearbeitungsgebietes in Musealbeständen überlieferte beschriftete Truhen des späten 16. und des 17. Jahrhunderts, für die in der volkskundlichen und Mobiliarfachliteratur die Bezeichnung der Ötztaler Truhe geprägt wurde²⁰⁰. Die meistens aus Zirbenholz hergestellten, überwiegend großformatigen bäuerlichen Stollentrühen werden nach typologisch-formalen Kriterien und besonders der ähnlichen geschnitzten oder aufgemalten Ornamentik wegen (etwa Astkreuze, Trauben, Fische, Zirkelschlagrosetten u. a.) als Produkte einer kleinräumigen, mit Zentrum in Längenfeld vermuteten Werkstatttradition angesehen. Doch scheint diese gruppierende Zuordnung im Einzelnen nicht auszureichen, eine Herkunft der konkreten Objekte aus dem Bearbeitungsgebiet bzw. einen ursprünglichen Standort im Oberland für eine Aufnahme in den Katalog abzusichern. Dasselbe gilt sinngemäß auch für eine spolierte Zirbenholztüre samt zugehörigem Rahmen und Aufsatz²⁰¹.

Weitere Probleme in Hinblick auf eine Aufnahme in die Edition bereiteten nicht selten inschriftlich kommentierte Wandmalereien mit exzessiven Entstellungen durch wiederholte unsachgemäße Überarbeitungen. Im Fall der zu einer umfangreichen malerischen Ausstattung vom Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts gehörenden Kreuztragung Christi an der inneren Langhausnordwand unter der Empore der Pfarrkirche Hl. Vitus in Umhausen²⁰² ist die kurze erhalten gebliebene Beischrift durch plumpe Restaurierungen der Vergangenheit dermaßen stark entstellt, dass der verbliebene Textbestand (*möLeherKVPrl* ·) völlig sinnentleert ist und angesichts eines will-

¹⁹⁵ Vgl. dazu CVMA Österreich 4, 396 (Innsbruck, TLMF, Kat.-Nr. 12). Ähnlich verhält es sich mit den von unbekanntem Standorten ins Museum gelangten vollrunden Wappenscheiben des Landecker Wirts und Kaufmanns Hans Linser und seiner ersten Frau Elisabeth Tannhaimer von 1633 (Inv.-Nr. GL 504f.), der hochrechteckigen Wappenscheibe des Hans von Khüepach zu Ried von 1592 (Inv.-Nr. GL 533) und der als Gegenstück zu der verlorenen Scheibe ihres unbekanntem Mannes angefertigten hochrechteckigen Wappenscheibe der Barbara Linsin von 1573 (Inv.-Nr. GL 545); ZIMMETER, Glasgemälde 64, 75f. und 78f. (Nrr. 3f., 33, 36f.).

¹⁹⁶ „Die österreichweit größte Sammlung an kleinformatigen Glasgemälden des 16. und 17. Jahrhunderts besitzt das Landesmuseum Ferdinandeum. Viele der Wappenscheiben stammen von Stiftern und Stifterehepaaren aus Tirol, ihre ursprünglichen Standorte sind nur teilweise bekannt“; WOLF, Glasmalerei 648.

¹⁹⁷ DEININGER, Wandgemälde 489; AMMANN, Oberland 204; Dehio Tirol 451 und BAUMANN-OELWEIN, Kostbarkeiten 216.

¹⁹⁸ Vgl. dazu ausführlicher KLIEN, Beinahe 1000 Jahre 153–157, der die Lesung korrigiert und dabei auch ein ausgezeichnetes Foto der Ritzinschrift gibt.

¹⁹⁹ BAUMANN-OELWEIN, Kostbarkeiten 216 und KLIEN, Beinahe 1000 Jahre 153–157.

²⁰⁰ Es sind dies im Einzelnen eine Zirbenholztruhe mit der aufgemalten Jahreszahl 1587, die früher im Schloßmuseum Gobelsburg (VB Krems, NÖ) als Zweigstelle des Museums für Volkskunde in Wien ausgestellt war (Inv.-Nr. 36.813), s. SCHMIDT, Bauernmöbel 129 (Abb. 129) und DERS., Gobelsburg 67, sowie eine kleine und eine größere Zirbenholztruhe mit den aufgemalten Jahreszahlen 1606 bzw. 1661 im Innsbrucker Volkskunstmuseum (Inv.-Nr. 22486 bzw. 14491).

²⁰¹ Das Objekt wird unter der Provenienzanzeige Oberinntal im Innsbrucker Volkskunstmuseum (Inv.-Nr. 565) verwahrt. Die mit aufgemaltem Dekor versehene Tischlerarbeit trägt neben der eingeschnitzten Jahreszahl 1658 auf dem Türblatt im gesprengten Dreieckgiebel ein geschnitztes Jesusmonogramm und auf dem Fries des bretterverschalten Türsturzes zwei Namensinschriften *HANS MAYR* und *MARIA HANZN*.

²⁰² Dehio Tirol 828.

kürlich hergestellten Amalgams aus Formen von gotischer Minuskel, Fraktur und Kapitalis auch keinen Aufschluss über die ursprüngliche Schriftart mehr gestattet.

Eine Reihe von heute im Bearbeitungsgebiet befindlichen Inschriftenträgern musste wegen nachweislich fremder Provenienz ausgeschlossen werden. Dies betrifft etwa den an der bretterverschalteten Rückseite mit der Jahreszahl 1642 datierten Hochaltar der Stanzer Pfarrkirche Hll. Petrus und Paulus, der ursprünglich in der Annakapelle in Mils bei Hall in Tirol aufgestellt war²⁰³. Seine Bearbeitung ist demnach für den Band mit den Inschriften des PB Innsbruck Land vorzusehen.

In zwei Fällen konnten bislang für älter gehaltene undatierte Inschriften als Anfertigungen des 19. Jahrhunderts aus dem Katalog ausgeschlossen werden. Dies betrifft erstens das im Zuge der Restaurierungen der Landecker Pfarrkirche im späteren 19. Jahrhundert offenbar völlig neu geschaffene Tympanon im Nordportal, das bislang meist für spätgotisch (wenn auch mit jüngeren Überarbeitungen) gehalten wurde²⁰⁴. Innerhalb synkretistischer verstäbter und Maßwerkformen sowie unterhalb des Tiroler Wappens wurde eine dreizeilige vertieft erhabene Inschrift (*das · hat · / lasen · machen / hans wieland*) in Gotischer Minuskel ausgeführt, die sich trotz des orthographisch bewusst archaisierenden und authentisch spätmittelalterlich wirkenden Textes durch die exakte Imitation der Schriftformen des im Kircheninneren aufgestellten spätgotischen Taufsteins (Kat.-Nr. 158) als historisierende Neuschöpfung entlarvt. Unglücklicherweise wurde nämlich ausgerechnet das auf dem Taufbecken durch Beschädigung verstümmelte *k* als Muster für den Buchstaben *h* der neugotischen Inschrift ausgewählt. Das unmittelbar über dieser Inschrift am Tympanon eingehauene Steinmetzzeichen lässt darauf schließen, dass sich einer der an der Kirchenumgestaltung des 19. Jahrhunderts beteiligten Steinmetzmeister hier selbst auch gleichzeitig als Stifter verewigen ließ.

Ebenfalls erst einer (re-)gotisierenden Umbauphase der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dürfte die erstmals von Tinkhauser/Rapp 1886 besprochene Inschrift mit ihren „vier eingemeißelten noch nie in ihrer Bedeutung enträthselten Buchstaben“ am Südportal der Imster Pfarrkirche zuzuordnen sein²⁰⁵. Das aus dem ausgehenden 15. oder frühen 16. Jahrhundert stammende seichte Trichterportal zeigt im Scheitel des Spitzbogens die Büste eines Engels, der ein gefältes Spruchband mit den vertieft erhaben gearbeiteten und schwarz bemalten, von einem kleinen Wappenschild mit einem lateinischen Kreuz als Bild mittig unterbrochenen Buchstaben *ST//OF* in synkretistischer Majuskelmischschrift (Gotische Majuskel/Frühhumanistische Kapitalis) vor sich hält. Die schon von den Schriftformen, besonders dem unorganischen *F* erregten Bedenken gegen eine Datierung der Inschrift in die Erbauungszeit des Portals fördert die Tatsache, dass die Nullfläche der Inschrift gegenüber der Oberfläche des Spruchbandes mit einer für spätgotische Usancen sehr ungewöhnlichen Abstockung ausgeführt wurde. Darüber hinaus weist die Laibung des Scheitels starke und gegenüber den senkrechten Gewändeflächen weniger verwittert, also rezenter wirkende Bearbeitungsspuren von Scharriereisen auf. Die Inschrift scheint demnach erst kurz vor 1886 auf dem zu diesem Zweck abgearbeiteten originalen Spruchband ausgeführt worden zu sein. Die Buchstaben könnten jeweils als Initialen zweier an den Baumaßnahmen beteiligter Handwerker aufzulösen sein; das Wappenbild mag eine heraldische Verkürzung des Imster Stadtwappens darstellen²⁰⁶.

²⁰³ S. AMMANN, Oberland 364; Dehio Tirol 763.

²⁰⁴ Vgl. TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 4, 46; JENNY, Kirche 24; EGG, Bauhütte von Grins-Landeck 62; AMMANN, Oberland 218; Dehio Tirol 456. Die Inschrift muß jedenfalls vor 1889 angefertigt worden sein, da sie Tinkhauser/Rapp und Jenny bereits beschreiben.

²⁰⁵ S. mit jeweils abweichenden Interpretationsversuchen TINKHAUSER/RAPP, Beschreibung 3, 463 (hier das oben angeführte Zitat); ATZ, Kunstgeschichte 398f.; EGG, Imster Bauhütte 263–266; WAITZ, Kirchen und Kapellen 240; AMMANN, Kunst in Imst 40f.; AMMANN, Oberland 165; Dehio Tirol 351.

²⁰⁶ Eigentlich gespalten: vorne Österreich (Bindenschild), hinten in Silber ein rotes Tatzenkreuz.

